

DAS MICHAELIS-KLOSTER IN REVAL UM 1647.

BEITRÄGE
ZUR KUNDE ESTLANDS.

HERAUSGEGEBEN VON DER ESTLÄNDISCHEN
:: LITERÄRISCHEN GESELLSCHAFT IN REVAL ::

SCHRIFTLEITER:
PROF. W. ZOEGE VON MANTEUFFEL
PROF. MAG. FR. DREYER
STADTARCHIVAR O. GREIFFENHAGEN
HENRY VON WINKLER

X. BAND. 1. HEFT.

JANUAR 1924.

ESTLÄNDISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT WOLD. KENTMANN & KO.
VERLAG DES „REVALER BOTEN" REVAL, RADERSTRASSE 10/12.

Inhalt von Heft 1:

An die Mitarbeiter der „Beiträge zur Kunde Estlands“.

Wir bitten unsere verehrten Mitarbeiter, bei ihren Einsendungen keine Fremdwörter zu gebrauchen für das, was gut deutsch ausgedrückt werden kann. Wir behalten uns das Recht vor, in den uns zum Abdruck übersandten Berichten oder Abhandlungen entbehrliche Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen.

Für die Schreibweise sind das „Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache“ von Duden, sowie die „Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ (insbesondere III. Umgangssprache, V. Amtssprache und VIII. Heilkunde) **allein** massgebend.

Die Schriftleiter.

Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen Mitteilungen, Handschriften, Druckberichtigungen, Bücher und Schriften sind an die Gehilfen des Hauptschriftleiters: Henry v. Winkler-Reval, Neuer Boulevard 9 oder Prof. Mag. Fr. Dreyer, Reval-Nömme einzusenden.

Annahme von **Bestellungen** und **Umschlag-Anzeigen** in der Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Telephon 20—31); in allen deutschen Buchhandlungen in Reval, Dorpat, Pernau und in Riga; für Deutschland auch in der Ostbuchhandlung und Verlag Georg Neuner (Berlin W. 30, Motz-Straße 22). — An allen diesen Stellen sind auch **Einzelhefte** zu haben.

Bezugspreis (für 5 Hefte jährlich): Inland 400 Emk., Ausland (bei Bezahlung in Estland) 430 Emk.; bei Bezahlung in Lettland 7 Ls (350 Rbl.); im übrigen Ausland 1,20 Dollar.

Einzelheft: 100 Emk., in Lettland 1,6 Ls. (80 Rbl.); im übrigen Ausland 0,30 Dollar.

Anzeigenpreis: 1) äußere Umschlagseite — 1 S. 1000 Emk., 1/2 S. 550 Emk., 1/4 S. 300 Emk. 2) innere Umschlagseiten — 1 S. 800 Emk., 1/2 S. 450 Emk., 1/4 S. 250 Emk.

Erhöhung sämtlicher Preise vorbehalten.

Mitgliedern der Estl. Lit. Gesellschaft und korrespondierenden wissenschaftlichen Vereinen sind Vorzugspreise (für den Bezug durch ihre Kassenwarte) eingeräumt.

Zahlungen — an die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12) oder auf ihr Bankkonto bei G. Scheel & Co., Reval.

Geschichte und Vorgeschichte.

Das Zisterzienser-Nonnenkloster zu St. Michael.

Ernst Kühnert-Reval.

Auf dem weitausgedehnten Klosterareal zu beiden Seiten der Klosterstraße, sowie zwischen dieser, der Breit- und der Speicherstraße, liegen in der nordwestlichen Ecke, dicht an der im Jahre 1310 unter König Erich Menved errichteten Stadtmauer, die speziellen Klosterbauten; die Kirche sowie die Wohn-, Versammlungs- und Wirtschaftsräume der Klosterinsassen.

Die übrigen Flächen waren mit zahlreichen Nebengebäuden, wie sie ein großer Wirtschaftsbetrieb mit ländlichem Güterbesitz erforderte — denn das 1249 von König Erich Plogpenning gegründete Kloster wuchs, reich dotiert, sehr schnell zu einem Großbetriebe heran — bebaut; es befanden sich hier ausgedehnte Speicher und Kornhäuser, Ställe, Remisen, Herbergen, Badestuben, sowie Anlagen für verschiedene Handwerkerbetriebe, von denen heute nur in den Grundmauern und Kellern einiger Wohngebäude und Speicher Spuren festzustellen sind, — und auch diese nur mit geringer Datierungssicherheit.

Anders steht es mit den baulichen Resten der eigentlichen Klosterbauten, denen bis jetzt die Altertumsforscher wenig aktives Interesse entgegen gebracht haben, und die doch eine Fülle des architektonisch und geschichtlich Interessanten bieten. Die Tatsache, daß in unserer kunsthistorischen Literatur das St. Michaels-Kloster äußerst stiefmütterlich behandelt ist, — beschränkt sich doch die Baubeschreibung Dr. Wilh. Neumann's (Dr. v. Nottbeck und Dr. W. Neumann, Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval, II. Band, S. 123) auf wenige Zeilen, ohne Hinzufügung zeichnerischen Materials, — regte den Verfasser bereits im Jahre 1907 zu eingehendem Studium des Klosters und zum Aufmaß desselben an. Die Arbeiten, die damals in großen Zügen durchgeführt wurden und als Resultat die Rekonstruktionsmöglichkeit für den Grundriß ergaben, konnten nach längerer Unterbrechung im Herbst vorigen Jahres fortgesetzt werden. Die Ergebnisse der Messungen, Untersuchungen und Ausgrabungen sind folgende.

Die frühere Klosterkirche zu St. Michael (s. Abb. 1) und die klösterlichen Wohn- und Wirtschaftsgebäude nehmen eine Fläche von etwa 68×78 qm ein; sie umschließen einen freien Innenhof,

dessen gegenwärtige Abmessungen 30 zu 38 m betragen, während diese Maße früher um die Breite des nicht mehr vorhandenen Kreuzganges geringer waren. Die südliche Umgrenzung des Klosterhofes bildet die Kirche, an deren Mauer sich keine Spuren eines Kreuzgangtraktes nachweisen lassen; das Vorhandensein eines erkerartigen Ausbaues mit kleiner gotischen Fensteröffnung — vielleicht einer Außenkanzel — spricht gleichfalls dafür, daß der Kreuzgang nicht pararell der Kirchenwand durchgeführt war, sondern lediglich aus drei Armen bestand.

Die Kirche ist eine zweischiffige Hallenanlage, deren acht schlichte Kreuzgewölbe ohne besonders betonten Kämpfer den Wänden entspringen und in der Mittelachse, die genau orientiert ist, von drei quadratischen Pfeilern mit Eckrundstäben getragen werden.

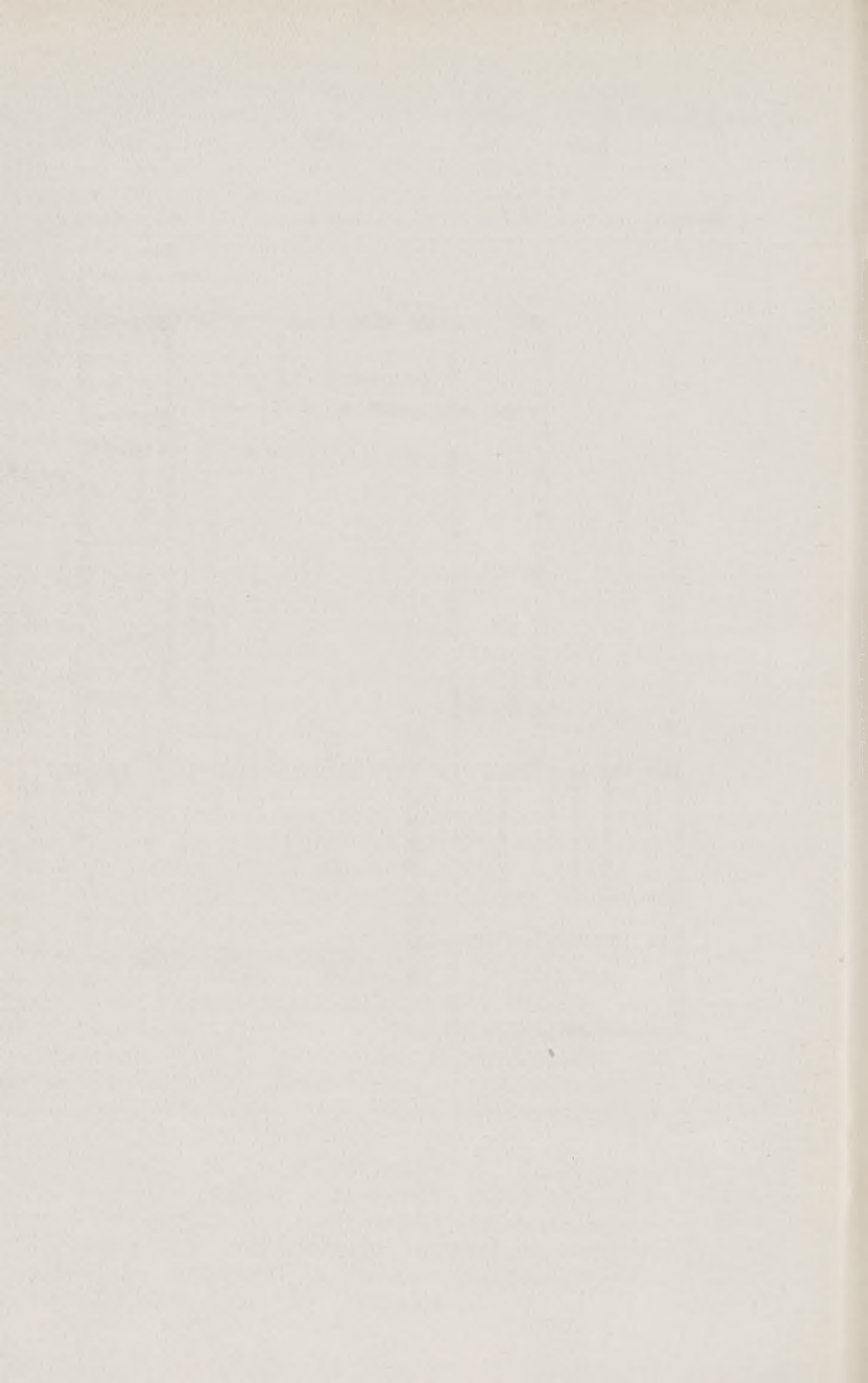
Die innere Breite der Kirche beträgt 15,2 m, die innere Länge 31,6 m, die Höhe vom Fußboden bis zum Gewölbescheitel ist 11,7 m, doch hat der frühere Fußboden mindestens 2,00 m tiefer gelegen, so daß die frühere Raumhöhe rund 14,00 m betrug. Die Baubeschreibung Dr. W. Neumann's muß dahin zurechtgestellt werden, daß der östliche Pfeiler gegenwärtig nicht achteckig, sondern zwölfeckig ist, — doch scheint diese Form durch eine spätere Ummantelung des alten Kernes entstanden zu sein, die zur Verstärkung des vielleicht schadhaftgewordenen Pfeilers dient. Die Profilbildung des Kapitäls ist gehäuft und unbeholfen, auch besteht ein Mißverhältnis zwischen Pfeilerstärke und Gewölbeansatz, das ein mittelalterlicher Baumeister vermieden hätte.

Das hohe Kirchendach zierte ein schlanker Dachreiter — was aus dem Olearius'schen Bilde vom Jahre **1647** ersichtlich ist. Das Fehlen eines gemauerten Glockenturmes beweist, daß auch im Revaler Kloster die Bauregeln der Zisterzienser-Mutterklöster in Deutschland, Dänemark und anderen Ländern Westeuropas befolgt wurden; während nämlich die Benediktiner und Cluniazenser ihre Gebäude möglichst kunstreich und verschwenderisch ausstatteten, erließen die Zisterzienser in den Verfassungsvorschriften und Beschlüssen der Generalkapitel Verordnungen, welche die möglichste Einfachheit bei allen Bauten, auch bei den Kirchen, zur strengen Vorschrift machten. Einer der wichtigsten Beschlüsse war — für das Äußere der Kirchen — der des Generalkapitels vom Jahre 1157, welcher steinerne Glockentürme verbot und an ihrer Stelle bloß Dachreiter zuließ, die, aus Holz hergestellt, gewöhnlich in achteckiger Form aus dem Dach hervorragten.

Der Dachturm des St. Michaelisklosters scheint gleichfalls aus dem Achteck entwickelt zu sein, bekrönt von einem spitzen Helm, — doch ist es geraten der alten Darstellung, was die formale Einzelausbildung betrifft, mit gewissem Vorbehalt zu begegnen, da das architektonische Formgefühl in den Zeichnungen des Olearius'schen Reisewerkes viel zu wünschen übrig läßt.

Cisterzienser-Nonnenkloster zu Reval.
0 10 20
M. 1:400.
ev. Äbtissin-
Wohnung-
Refektorium-
Wirtschafts---
räume-
darüber Dormitorium.
Klosterhof.
s n
Kloster-
Kirche-
Kreuzgang-
Gewölbte Räume
Sakristei.
Gewölbte
Räume-
darüber: Kapitelsaal, Auditorium.
E. K.
1922.

Abbildung 1.



Das Äußere der Kirche erscheint durch Strebepfeiler, welche den Gewölbeschub aufnehmen und heute noch erhalten sind, kräftig gegliedert; hohe Spitzbogenfenster, später zu Rundbogenfenstern umgearbeitet, sorgten für reichlichen Lichteinfall. Ein hohes ziegelgedecktes Satteldach deckte den Bau.

Westlich ist der Kirche ein Gebäude angegliedert, das bereits seit Einführung der Reformation Erziehungs- und Unterrichtszwecken dient — das heutige Gymnasium. Die Vorhalle des Gymnasiums, deren Gewölbe auf drei achteckigen Pfeilern ruhen, grenzt an die Kirche, während die jetzige Aula, in der wir das frühere Refektorium mit gewisser Sicherheit erkennen, den Klosterhof nach Westen abschließt. Drei Pfeiler mit neuzeitlichem Dekor tragen die flache Decke dieses Saales, der jedenfalls wie auf der Rekonstruktionszeichnung angedeutet, früher gewölbt gewesen sein dürfte. Die Aula zeigt keinerlei mittelalterliche Spuren, obwohl ihre Umfassungswände noch dem alten Bau entstammen mögen. Die Keller unter diesem Raume sind völlig zugeschüttet und daher keiner Untersuchung zugänglich; die Keller unter den Klassenräumen — vielleicht die frühere Äbtissinnenwohnung — sind offenbar häufig Umbauten unterworfen gewesen und lassen daher keine sicheren Schlüsse auf die frühere Einteilung des Erdgeschosses zu. Alte Keller finden sich nördlich der Aula, doch sind die Messungen in diesem Teil — der wahrscheinlich bis zur nördlichen Fluchtlinie der jetzigen städtischen Elementarschule gereicht hat (auf der Zeichnung schraffiert angedeutet) — noch nicht abgeschlossen.

Das städtische Elementarschulgebäude, das den Hof nördlich begrenzt, enthält in seinem Eingangsflur alte gewölbte Teile, deren Jochbreite einem Kreuzgang entspricht, der in nordsüdlicher Richtung von hier zur Kirche führte. Als Beweis für das einstige Vorhandensein eines solchen Kreuzganges dienen die deutlich sichtbaren Gewölbeansätze, die an der Ostwand des Klosterhofes in etwa 3 m Höhe über dem jetzigen Terrain festzustellen sind; es ist wahrscheinlich, daß sich bei Vornahme von Ausgrabungen im Klosterhof Fundamente des Kreuzganges finden würden. — Die Vorhalle der Schule ist gegenwärtig nur 2, 20 m hoch, der Fußboden liegt auf einer Füllschicht von ca. 2 m Stärke, was durch Untersuchungen in der nordöstlichen Ecke des Gebäudes — das gegenwärtig als Holzspeicher dient — festgestellt werden konnte. Die vier Kreuzgewölbe dieses Raumes, der allerdings jetzt vielfach abgeteilt ist, werden durch eine Mittelsäule getragen, deren Kapitäl noch gut erhalten ist, — dank der schützenden Schuttmenge, die den Raum bis zum Ansatz des Gewölbes füllt.

Direkte Beweise für das Vorhandensein des westlichen und nördlichen Kreuzganges sind vorläufig nicht vorhanden, doch wurden diese in die Rekonstruktionszeichnung schraffiert eingetragen auf Grund des Studiums analoger Klosteranlagen, so des Zisterzienserklosters zu Maulbronn.

An den östlichen, mit Sicherheit anzunehmenden Kreuzgang, schließt sich in der ganzen Länge des Klosterhofes ein Bauteil an, der bis auf den mit „Sakristei“ bezeichneten Raum von allen Klosterbauten die geringsten Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, wenigstens was sein Außenmauerwerk und die Gewölbe des Untergeschosses betrifft.

An der Westwand des Gebäudes sehen wir außer den erwähnten Gewölbeansätzen des früheren Kreuzganges dicht über dem Erdboden ein paar kleine Spitzbogenfenster; ähnliche Fenster, jedoch in schlechterem Zustand finden sich an der Ostwand. Im Obergeschoß der Ostwand, das eben einige willkürlich eingebrochene Lichtöffnungen aufweist, bemerken wir ein System etwa 2,00 m hoher zugemauerter Fenster, die mit Stichbogen überdeckt sind, — einer Form, wie sie an der alten Stadtbefestigung häufig vorkommt. Das Obergeschoß, zu dem außen angebrachte Holztreppen hinaufführen, enthält einige primitive Wohnräume, von deren Inhabern bis vor kurzem die darunterliegenden niedrigen gewölbten Kellerräume, in denen man kaum aufgerichtet gehen konnte, benutzt wurden.

Im Herbst vorigen Jahres erwarb die Bierbrauerei A.-G. „Sack“ das Verfügungsrecht über dieses Gebäude und wünschte nun die Kellerräume zu Lagerzwecken zu exploitieren. Der Fußboden sollte gesenkt werden; Erde und Schutt wurden zunächst aus dem nördlichen Teil ausgegraben und fortgeführt, — und nun erschien in der Mitte des Raumes, wo die alten Gewölbe scheinbar aus dem Erdboden hervorwuchsen, ein für die schlichte altrevaler Arbeitsweise verhältnismäßig reich skulpiertes Säulenkapitäl. Man grub weiter, — der Raum wuchs. Unter dem Kapitäl kam eine Rundsäule aus Kalksteintrommeln zum Vorschein, und als die Ausgrabungen bis zur Basis der Säule fortgeschritten waren, — stand man in einem schönen von vier Kreuzgewölben überdeckten Raum von vier m lichter Höhe.

Nun begannen die Ausgrabungen im südlichen Teil des Kellers, und hier wurden zwei ähnlich ausgebildete Rundsäulen mit gut erhaltenen Kapitälen freigelegt, die als Stütze für sechs Kreuzgewölbe dienen.

Weiter nach Süden liegt ein schmaler tonnengewölbter Raum mit einer vermauerten Rundbogentür zum Kreuzgang; an diesen schließt sich ein weiterer ähnlicher Raum, dessen Gewölbe teilweise zerstört ist. Es ist anzunehmen, daß früher eine Verbindung mit der Kirche bestanden hat, denn die jetzige südliche Abschlußwand dieses Bauteils ist zweifellos neu und nicht auf alten Fundamenten errichtet; sie steht auf aufgefülltem Terrain, ist infolgedessen stark gerissen, und durchschneidet das alte Tonnengewölbe völlig willkürlich. — Nach analogen Baudenkmälern zu schließen, müßte die organische Fortsetzung dieses Bauteils bis zur Kirche die einstige Sakristei enthalten haben.

Architektonisch und kunsthistorisch bemerkenswert in den freigelegten gewölbten Räumen sind vor allem die Säulen, die einem Typ angehören, der bis jetzt in Reval noch nicht festgestellt und abgebildet worden ist. Die gewölbetragende Rundsäule (s. Abb. 2 u. 3) mit flachem Kelchkapitäl, das zur Aufnahme des quadratischen Gewölbekämpfers ausladende skulpierte Eckblumen zeigt, tritt uns hier zum erstenmal entgegen. Sie unterscheidet sich stark von der bekannten altrevaler Säulenform, die meist aus dem Sechseck oder Achteck entwickelt ist und ein aus Ebenen gebildetes oder auch karniesartig profiliertes Kapitäl trägt. Die Rundsäule mit reicher ausgebildetem Kapitäl dürfte die ältere Form sein, während später, im 14. und 15. Jahrhundert, die Formen strenger wurden und die ornamentalen Bildungen zurücktraten.

In den südlichen Teilen des Landes finden sich häufig reiche Kapitälausbildungen, — die interessantesten wohl in Fellin, zutage gefördert durch Reinhold Guleke bei Ausgrabungen im Schloß und in der Schloßkapelle. Die Abbildungen in „Alt-Livland“, Mittelalterliche Baudenkmäler Liv-, Est-, Kurlands und Ösels (Koehlers Verlag, Leipzig 1896) zeigen vielfach neben Blattornamenten figürliche Darstellungen; Kobolde, Männlein, Vögel und vierfüßige Fabelwesen. Auch Kapitäle, die den Revaler Kapitälen ähnlich sind, kommen vor, — jedoch sind die Kelche stets höher, wenn auch nicht so hoch wie in Wenden und Riga.

Die nächstverwandten Säulen- und Kapitälformen finden wir in der Kirche zu Marien-Magdalenen, wo ein recht niedriges Kelchkapitäl die Rundsäulen krönt. Die Eckblumen erinnern stark an die Arbeitsweise der Revaler Kapitäle, nur sind sie nicht so abwechselungsreich durchgebildet. Der Steinmetz, der wohl gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Säulen im Zisterzienser Nonnenkloster errichtete, ist mit Lust und Liebe an seine Arbeit gegangen; frei von aller Schablone bildete er jede Ecklösung individuell aus — einmal sind es romanische Reminiszenzen an die Akanthusranke, die ihm den Meißel führen, dann sehen wir ihn gothischer Naturalistik folgend heimische, nordische Vorbilder wählen und äußerst geschickt behandeln, so das Kastanienblatt und das Eichenblatt; endlich wendet er auch rein ornamentale Eckausbildungen an. Bei einem Kapitäl behandelt er auch den Kelch, indem er in leichtem Flachrelief Blätter ausarbeitet; selbst die oberste Trommel des Säulenschaftes erhält eine schmückende Zickzacklinie.

Der Sorgfalt und Werkfreude der Steinmetzarbeit entspricht keineswegs die recht primitive und achtlose Wölbarbeit; wenn wir aus der Ausführung der Säulen schließen, daß wir es hier mit Räumen besserer Zweckbestimmung zu tun haben, so lassen die schiefen Grate und nachlässig gemauerten Felder uns wiederum an dieser Annahme zweifeln. Und doch müssen diese gewölbten Hallen nicht etwa Wirtschaftskeller oder ähnliches gewesen sein, denn er-

stens lagen sie zur Zeit der Erbauung des Klosters höchstens einige Stufen unter dem Terrain, waren also nicht Keller, was man aus der starken Schicht aufgefüllten Terrains und aus der Anlage der Türöffnungen schließen kann, — und zweitens lagen — nach analogen Zisterzienser Klosteranlagen, wie z. B. die zu Maulbronn aus dem Jahre 1147, die Wirtschaftsräume, Klausuren und Refektorien am nördlichen und westlichen Kreuzgang und nicht in unmittelbarer Nähe der Kirche neben der Sakristei. Wenn wir annehmen, daß im Obergeschoß dieses Bauteils der Kapitelsaal gelegen hat, so müssen wir den gewölbten Räumen des Untergeschosses immerhin einen offiziellen Charakter zusprechen, sei es nun, daß es repräsentative Vorhallen waren, sei es, daß sie als Oratorium und Parlatorium dienten oder sogar zu internen Gottesdiensten der Klosterinsassen als kapellenartige Räume benutzt wurden. — Welches auch die Zweckbestimmung der einzelnen Räume gewesen sein mag, so können wir uns doch von der Gesamtanlage des Revaler Cisterzienser-Nonnenkloster zu St. Michael nach den bisherigen Forschungsergebnissen ein weit genaueres Bild machen als von dem Dominikanerkloster und dem Kloster zu St. Brigitten. —

Nun noch einige Worte über die Schicksale der Klosterkirche.

Nach einer gründlichen Renovation im Jahre 1631 übergab der Revaler Rat die Kirche der schwedischen Garnison zur Benutzung. Als unter Karl XI. im Jahre 1689 die bekannte rigorose Güterreduktion stattfand, wurde das Kloster mit all seinem Besitz enteignet und blieb auch während der bald darauf einsetzenden Russenherrschaft Staatseigentum.

Die Kirche wurde 1716 von Menschikow fürs russische Militär hergerichtet und zur griechisch-orthodoxen Kathedrale umgestaltet. Innere Veränderungen und Umbauten fanden weiter in den Jahren 1732 und 1776 statt, doch ist anzunehmen, daß diese den alten Charakter der Kirche, wie er seit Wiederherstellung nach dem Brande vom Jahre 1433 bestanden haben mochte, nur, was die innere Raumwirkung betrifft, modifizierten, während im Äußeren das alte Bild beibehalten wurde. Dieses wurde erst in den Jahren 1828 bis 1832 unter Leitung des Gouvernementsarchitekten J. Bantelmann skrupellos zerstört, indem anstelle des alten hohen Ziegeldaches ein flaches Metalldach mit hölzernem blechbeschagenem Tambour errichtet wurde. Der neue Turm, völlig unorganisch der südwestlichen Ecke der Kirche angefügt, entstand auch in dieser Zeit; die hohen Spitzbogenfenster, die jedenfalls Steinpfosten, — vielleicht auch Maßwerk — enthielten, wurden durch Rundbogenfenster ersetzt, und auch im übrigen die Russifizierungsarbeiten am baulichen Organismus der Klosterkirche, die Austreibung des alten Geistes, energisch durchgeführt; wenn wir heute die Klosterkirche unbefangen betrachten, ahnen wir es nicht, daß wir hier ein verstümmeltes Werk mittelalterlicher germanischer Baukunst vor uns haben.

Neue Ausgrabungen im Revaler Schloss.

Im Herbst 1922 wurden bei den Bauarbeiten auf dem Schloßhofe in Reval, im süd-westlichen Teile desselben, alte, bisher unbekannte Mauerreste freigelegt. Diese Mauerreste fanden sich unmittelbar unter dem Pflaster des Hofes und es sind scheinbar zum Teil Reste des aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts stammenden Hauptwohngebäudes der Burg, des sogenannten Pallas.*) Es ist hier freigelegt worden eine 1,8 m starke Mauer aus Flies (Abb. 1, a), die parallel der äußeren Westmauer (Abb. 1, b) der Burg verläuft. Diese Mauer ist die zum Schloßhofe gewandte Außenmauer des Pallas und in ihr werden wohl auch die Fenster gewesen sein, die

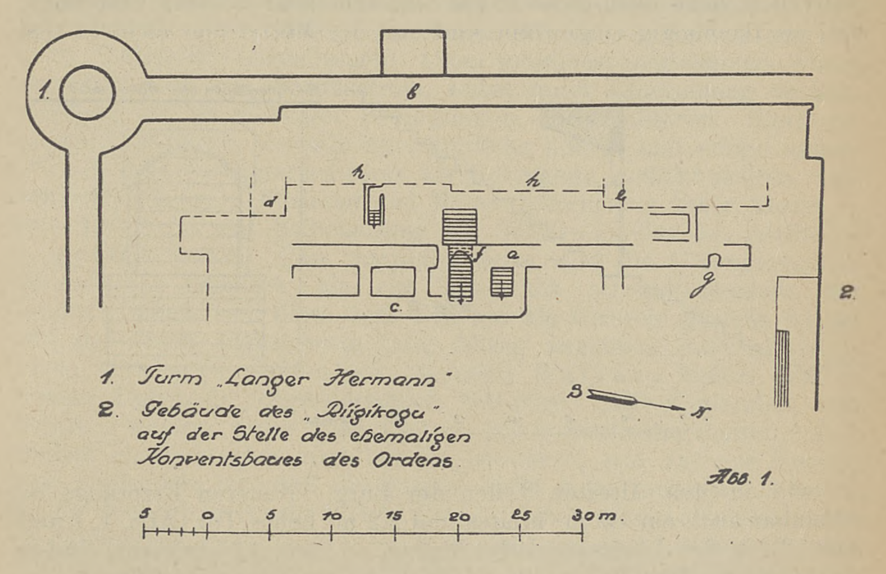


Abb. 1.

den 11 m tiefen Saalbau erleuchteten. — Die in der Westmauer vorhandenen flachbogig eingewölbten Fenster sind scheinbar neueren Ursprungs.

Das interessanteste Ergebnis der Ausgrabungen ist die Freilegung der Fundamente der etwa 20,8 m langen doppelarmigen Freitreppe (Abb. 1, c), welche auch auf der Kopie eines Grundrisses aus dem XVIII. (?) Jahrhundert (im Revaler Provinzialmuseum) verzeichnet ist und die einen wesentlichen Bestandteil der mittelalterlichen Pallasbauten bildet.

Die 1,8 m starke Mauer läßt sich gegen Norden bis zum ehemaligen Konventsbau verfolgen, doch ist der ursprüngliche Pallas scheinbar kürzer gewesen und hat eine Länge von etwa 25 m (die Stärke der Außenmauern nicht mitgerechnet) gehabt, worauf eine noch eben in der Westmauer vorhandene Spur eines Dachansatzes deutet. Den Enden dieser Spur entsprechen zwei im Nebengebäude

des Schlosses vorhandene Mauern (Abb. 1, d, e), die als äußere Süd- und Nordwand des Pallas zu betrachten sind.

Demnach wäre der ursprüngliche Pallas ein Bau von etwa 25 m Länge und 11 m Tiefe. Er ist scheinbar zweigeschossig gewesen, hat ein Obergeschoß gehabt, zu dem die Freitreppe führte, und ein Untergeschoß. Von diesem Untergeschoß sind einige Wände und Bögen ausgegraben worden.

Es ist ursprünglich kein Kellergeschoß, sondern ein Erdgeschoß gewesen, was auch die Reste einer Fensteröffnung (Abb. 1, g) in der ausgegrabenen Wand beweisen.

Ob der Fußboden des Obergeschosses unmittelbar über den ausgegrabenen Bögen des Untergeschosses gelegen hat, läßt sich nicht feststellen, denn auch diese Bögen sind scheinbar neueren Ursprungs, weil sie flachbogig eingewölbt sind und der Mörtel hier nicht so fest

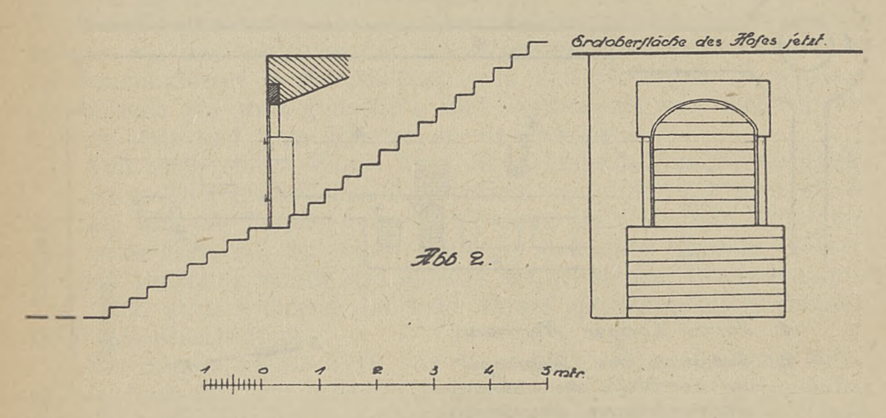


Abb. 2.

ist, wie in den ältesten Teilen der Burg. Neueren Ursprungs ist scheinbar auch ein 1,8 m breites und 2,2 m hohes Tor (Abb. 1, f und Abb. 2) in der Längswand des Pallas, zu dem 14 steinerne Stufen hinabführen. Der Bogen dieses Tores ist aus einer einzigen, 2,4 m breiten, Fließplatte gehauen.

Der Fußboden des Untergeschosses liegt etwa 5 m unter der gegenwärtigen Erdoberfläche des Hofes. Leider können wir uns eben noch kein genaues Bild dieses vielleicht ältesten Wohngebäudes Revals machen, da die Ausgrabungsarbeiten eingestellt werden mußten. Auf die alten Bögen stützt sich nämlich die Außenmauer eines eben bewohnten Nebengebäudes des Schlosses (Abb. 1, h, h) und man befürchtete die alten Mauern zu untergraben.

Durch die Ausgrabungen ist aber doch das Vorhandensein eines Pallas auf dem Revaler Schloß bestätigt und der Grundriß desselben in den Hauptzügen festgestellt.

Architekt E. Ederberg.

*) Nottbeck-Neumann, Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval, 2. Lieferung S. 5.

Eine neue Quelle zur Geschichte der Belagerung und Schlacht von Narva i. J. 1700.

Georges Baron Wrangell-Reval.

Unmittelbar nachdem Karl XII. am 20. November 1700 (schwed. St.) im ersten Ansturm gegen die mehrfache Übermacht der Russen sich in deren Belagerungspositionen vor Narva festgesetzt hatte, konnte er noch nicht mit Sicherheit darauf rechnen, seinen Sieg zu behaupten, so lange die Gefahr drohte, daß der an Zahl ihm noch immer weit überlegene Feind sich sammele und zu einem Gegenangriff schreite. So lag es denn im Interesse des Schwedenkönigs, bei den unter dem Einfluß der Panik seitens der Russen eingeleiteten Stillstandsverhandlungen einen möglichst schleunigen Abzug derselben über den Narovastrom, selbst unter Einräumung verhältnismäßig für sie günstiger Bedingungen, herbeizuführen. Hierdurch ist es zu erklären, weshalb nur sämtliche höhere und einige andere Offiziere des Belagerungsheeres als Gefangene zurückbehalten wurden, allen übrigen Offizieren und Mannschaften aber freier Abzug — zum Teil sogar mit Beibehaltung der Waffen (außer der Artillerie) — gewährt wurde. Von russischer Seite wird die Gefangennahme der höheren Offiziere als ein Treubruch schwedischerseits betrachtet, indem sich diese zum Teil nur als Geisseln gestellt hätten und der ihnen zugesicherte freie Abzug angeblich unberechtigterweise verweigert worden sei. General Hallart äußert sich in seinem Tagebuch folgendermaßen hierüber: „Alle Generalen und Bojaren werden unter dem Pretext als Geisseln angehalten, aber endlich als Gefangene tout bon angenommen, und das aus Ursach, weil kapituliert ist, daß die Russen nicht mehr brennen möchten, so sie dennoch hernachgehends getan; dahero auch alle Generalen als Gefangene gehalten werden.“ Kelch, der ja in seiner Chronik durchweg einseitig den Standpunkt der offiziellen königlich-schwedischen Politik vertritt, gibt als fernere Rechtfertigung für die Zurückbehaltung der russischen höheren Offiziere in Kriegsgefangenschaft auch die Tatsache an, daß ein Teil der laut Kapitulation den Schweden zukommenden russischen Kriegskasse „in fraudem contraventiae pacificationis“ „wegpraktiziert“ worden sei, da sie 300.000 Rubel enthalten habe, von denen sich aber nur 32.000 vorgefunden hätten. Wir werden in Folgendem sehen, daß aber auch die russische Auffassung, der zufolge — wenigstens in bezug auf einige der gefangenen Generäle — ein Treubruch mitgespielt habe, nicht ganz ungerechtfertigt erscheint. Von russischen (bzw. in russischen Diensten stehenden polnischen) Generälen gerieten damals folgende in schwedische Gefangenschaft: Gen.-Feldmarschall Herzog Karl von Croy (poln.), Generalfeldzeugmeister Prinz Alexander von Imeretien, Generalkommissar Fürst Jakob Dolgoruki, General der Kavallerie, Gouver-

neur von Nowgorod Fürst Iwan Trubezkoi, Generale der Infanterie Awtonom Golowin und Adam Weide, Generalleutnant Ludwig Nikolaus von Hallart (poln.) und die Generalmajore Iwan Buturlin und von Langen (poln.) [1]. Nach dem offiziellen, aus Narva vom 28. November 1700 datierten Bericht über die Schlacht, auf dem auch die meisten übrigen zeitgenössischen Darstellungen derselben, u. a. auch die von Adlerfeld und Kelch — Nordberg ist mir leider nicht zugänglich — beruhen, ergaben sich Dolgoruki, Prinz Alexander und Golowin noch am Abend des Schlachttages dem König auf Gnade und Ungnade, nachdem Croy, Hallart und Langen, wie wir aus Hallart's Tagebuch wissen, schon früher dem schwedischen Obersten Grafen Stenbock ihr Gewehr übergeben hatten, und Buturlin (auch nach Hallart) zugleich mit dem Obersten Chambre und dem Major Piehl noch in der Nacht als Geiseln gestellt wurden. Näheres über die Gefangennahme Trubezkois habe ich erst aus den unten behandelten Briefen ermittelt, welche auch inbezug auf die des Prinzen Alexander von den bisherigen Darstellungen ganz abweichende, aber jedenfalls authentische Daten enthalten, denen zufolge sowohl Trubezkoi als Prinz Alexander erst an dem auf die Schlacht folgenden Morgen, also am 21. November, u. zwar von dem Verfasser der Briefe Hermann Poorten persönlich gefangen genommen wurden.

Ehe ich zur näheren Beleuchtung dieser von mir im Jahre 1921 neu entdeckten Quelle schreite, seien der Vollständigkeit halber die Angaben Voltaires in seiner als Literaturerzeugnis mit Recht berühmten, im Sinne moderner Quellenforschung aber ganz unkritischen Geschichte Karls XII. über die Gefangennahme des Prinzen Alexander erwähnt, von welchem mitgeteilt

---

[1]) Herzog Karl von Croy, Oberkommandierender, aus einem noch heute in Belgien, Österreich und Preußen blühenden Geschlecht, † 1702, als Kriegsgefangener in Reval, wo er zu einer posthumen Volkstümlichkeit gelangte, indem seine erst 1897 in der Nikolaikirche beigesetzte Leiche, die sich daselbst unverwest erhielt, noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als eine Sehenswürdigkeit gezeigt wurde. — Prinz Alexander Artschelowitsch, Chef der Artillerie, Sohn des Königs von Georgien und Imeretien, geb 1674, † 1710, wurde am Moskauer Hof erzogen; er starb als Kriegsgefangener. — Fürst Jakow Feodorowitsch Dolgoruki, Proviantkommissar, † 1720; ihm gelang es aus der schwed. Kriegsgefangenschaft in das damals schon russische Reval zu entfliehen. — Fürst Iwan Jurjewitsch Trubezkoi, mit dem Zunamen „Boljschoi" geb. 1667, † 1750. — Awtonom Michailowitsch Golowin kehrte ebenso wie Trubezkoi 1718, aus der Gefangenschaft heim. — Adam Weide verblieb bis 1710 in Gefangenschaft. — Ludwig Nikolaus Freiherr von Hallart, Chef des Geniewesens, geb. in Husum (Holstein) 1659, † 1727 in Wolmarshof, soll 1705 freigekommen sein und trat wieder in russische Dienste. — Iwan Iwanowitsch Buturlin, † 1738, wurde 1710 gegen den schwed. Generalmajor Meyerfeld ausgewechselt. — Baron (?) von Langen war polnischer „envoyé" beim Zaren.

wird, er sei im Kampf von finnländischen Soldaten gefangen und ausgeplündert und dann aus deren Händen von General Rehnskjöld errettet worden, der ihn mit Kleidung versorgt und als Kriegsgefangenen zum König geschickt habe. Die Quelle zu dieser im Widerspruch zu den unten wiedergegebenen Berichten des Augenzeugen Poorten stehenden Erzählung Voltaires ist mir unbekannt. Eine Tochter des Hermann P., Charlotte Helene († 1765) war mit dem Revaler Bürgermeister Thomas Clayhills († 1757) vermählt [2]); welche sonstige Beziehungen zwischen dem schon vor 1633 in Reval nachweisbaren Kaufhause Clayhills, das aber auch in Narva seine Vertretung gehabt hat, und dem Geschäft des Narvaschen Kaufmanns und Ratsherren Hermann Poorten (eines leibl. Neffen des 1673 geadelten Matthias von P., kgl.=schwed. Statthalters in Reval) bestanden haben mögen, ist mir unbekannt — jedenfalls aber befindet sich ein schwarzer Lederfolioband, auf dessen Rücken die Aufschrift INLANDBRIEFEN COPEYBUCH PRO AO 1700 in verblaßtem Golddruck zu lesen ist, und der eine ganze Reihe von Kopien Kaufmännischer Briefe Hermann Poorten's aus der Zeit vom 5. August 1700 bis zum 13. Dezember 1701 enthält, gegenwärtig im Archiv des Handelshauses Th. Clayhills & Sohn zu Reval, dessen Chef Herr Helmut Witte ihn mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Bisher ist weder der Verfasser dieser Briefe ermittelt gewesen, noch sind die oft recht unleserlichen Kopien entziffert worden. Daß niemand anders als Hermann Poorten der Verfasser sein kann, obgleich sich weder seine Unterschrift oder die Erwähnung seines Namens daselbst findet, geht ohne Zweifel aus deren Inhalt hervor, u. a. aus den an seinen „cousin“ Matthias Gotthards Sohn Poorten (nicht zu verwechseln mit dem Statthalter Matthias Matthias' S. P.) gerichteten. Auch ein Vergleich mit dem bereits vom Herausgeber des Hallart'schen Tagebuchs richtig als von Poorten stammend erkannten, im gedruckten Sitzungsbericht der Narvaschen Altertumsgesellschaft von 1868 enthaltenen Brief aus Narva, vom 22. November 1700 [3]) läßt durch seinen gleichartigen Charakter auf die Identität der Verfasser schließen. Der Inhalt des erwähnten Kopierbuches ist als eine hervorragende Quelle für die damaligen Kulturzustände und kommerziellen Verhältnisse bei uns zu Lande zu betrachten und hat auch in kriegsgeschichtlicher Beziehung seinen Wert durch die Mitteilung von mancherlei bisher unbekannten Einzelheiten, die auf die Verteidigung Narvas Bezug haben.

---

[2]) Paul Frhr. von Ungern-Sternberg, Nachtrag II. zu den „Nachrichten über das Geschlecht Ungern-Sternberg“, Dessau, 1922, S. 192.

[3]) Das Tagebuch des Generals von Hallart, herausgegeben von Dr. Fr. Bienemann jun., Reval, 1894. (Sonderabdruck der „Beiträge“ der Estl. Liter. Gesellschaft.) S. 65.

Die hier mitgeteilten Auszüge beschränken sich aber ausschließlich auf das die Gefangennahme des Fürsten Trubezkoi und des Prinzen von Imeretien, sowie den Empfang der russischen Kriegskasse Betreffende. Hier muß bemerkt werden, daß derselbe Gegenstand noch in mehreren anderen Briefen desselben Kopierbuches, wenn auch in etwas anderer Form, behandelt wird; die von mir ausgewählten Stücke schienen mir aber von allen Varianten des gleichen Themas dieses am prägnantesten zum Ausdruck zu bringen [4]). — Die jetzt folgenden drei Auszüge sind der modernen Rechtschreibung und Interpunktion angepaßt, stimmen aber sonst wörtlich mit dem Text des Kopierbuches überein:

1) An Samuel Pfützner [Pastor zu] Kusal [Poortens Schwager] 28. Dezember 1700.

„... Der Zar entlief kurz vorher [d. h. vor der Schlacht], die ganze Artillerie, Pulver, in Summa das ganze Lager im Stich [lassend]; 32.000 Rub. Contanten, welche ich selbst mit 10 Soldaten abgeholt benebst des Königssohnes von Miletia [sic!] und dem Fürsten von Nowgorod Trubezkoi, welche beide mit mehr als 10.000 Mann schon auf der anderen Seite der Brücke waren und ungehindert ihrer Wege [hätten] gehen können, wenn ich dieselben nicht gedisponieret hinüberzukommen, wofür sie mir wohl nicht viel Gutes wünschen werden für meine Persuasion; doch sie mußten die Troupen [sic! statt Trophäen] unserer Königs mit vermehren helfen und sobalde ich mit sie hinüberkam, wurden sie gleich den andern wegen violierter Capitulation in Arrest behalten. Der Trubezkoi hat kurz vor der Belagerung vor etzl. 100 Rtl. Silberwerk von mir nach Nogard [Nowgorod] abholen lassen, so er nicht bezahlt hatte, sondern auf Rechnung des Krieges mitnehmen wollte; dieses war eine Ursache mit, daß ich ihn persuadierte hinüberzukommen und hat er mir nun einen Wechsel für mein Silberzeug müssen geben; ich glaube diese beiden werden oft an mich gedencken...

---

[4]) Der Inhalt der Poorten'schen Briefe ist von Herrn Lektor H. Sepp, dem ich das Kopierbuch nebst einem von mir zu demselben angefertigten Kommentar und der vollständigen Abschrift des hier nur im Fragment wieder gegebenen Briefes an C. Schaffer-Åbo gerne zur Verfügung gestellt habe, zum Teil verwertet worden, u. zw. in einer interessanten Studie über die Belagerung von Narva, die unter dem Titel „Hermann Poorteni kirjad, kui huvitav lisaaine Narva piiramise ja lahingu uurimiseks", in Heft 3, d. J. 1922, der Dorpater historischen Zeitschrift „Ajalooline Ajakiri" erschienen ist.

2) An Joh. Hacks-Stockholm, 30. Dezember 1700: ... ich ward mit dem Generaladjutanten und 10 Soldaten nebst Bomgard [einem Narva'schen Kaufmann] kommandieret, des Zaren Feldkasse, so in 32.000 Rub. bestand, von Jakob Porteus-Holm [= Kamperholm] herüberzuholen des anderen Morgens nach der Battaille; wie [es] nun unmöglich war wegen des Gedränges derer über die Brücke marschierenden Reussen hinüberzukommen, mußte der Knäs Dolgoruki am Ufer diesseits mein Pferd halten, und ich ging mit ein Boot hinüber; die Russen, so auf der Brücke gegen mir anmarschierten, mußte ich mit dem Degen über die Ohren obligieren, das Geld in der Yacht (so der Zar mit eigener Hand gemacht) zu tragen, weil ich die 10 Soldaten nicht wollte bis ans Knie nasse Füße machen; es waren über 10.000 Mann hinter uns und die Brücke marschieret, so viel sie tragen konnte; ich verwundere mich nachmals oft selbst, wie ich das Herz hatte, die Kerls mit bloßen Degen zu prügeln, das sie mir mit den 10 Soldaten hätten zergliedern können; aber wir hatten Mut und die Reussen waren voll Schreckens, daß sie sich nur bücketen und hie und da entwischten; riefen „Batuschka, ja ranen!“ oder „Vater, ich bin verwundet!“ Wie ich das Geld vor unsern allergnädigsten König embarquirt hatte, so war meine Kommission auch, daß sie alle hinübergebrachte Fahnen und Estandarten zurückbringen sollten; da fand ich den Nowgorodschen Gouverneur Trubetzkoi, der uns zuerst berennete und auffordern ließ, selbst dem Prinzen von Miletia aus Persien. DH [= der Herr] weiß, daß Trubetzkoi kurz vor der Belagerung zwei große silberne Kannen durch seinen Hofmeister mir ersuchen ließ, an Nikolaus Schmidt nach Nowgorod zu senden; ich fragte ihn, ob die Kannen an Schmidt abgeliefert worden; er sagte: „nein“ sondern er hätte sie; ich prosequierte, ob er sie denn bezahlt hätte, er sagte abermals „nein“; ich fragte: „warum denn nicht?“ ich dachte: lüg', Schelm, lüg'! Indessen, weil er mir vorgab, die Fahnen so schleunig nicht beischaffen könnte [statt „zu können“], so sagte ich mit trotzigen und ernsten Mienen, so müsse er so lange mit mir wieder hinüber kommen, wo er mir die Fahnen nicht liebern [= liefern] könnte; die dummen Teufel ließen sich von mir schrecken und kamen mit mir hinüber, da wurden sie beiderseits in Arrest behalten und müssen auch die Trophäen unseres Königs vermehren. Er selbst [?] oder seine Ranzion hat der König auf General

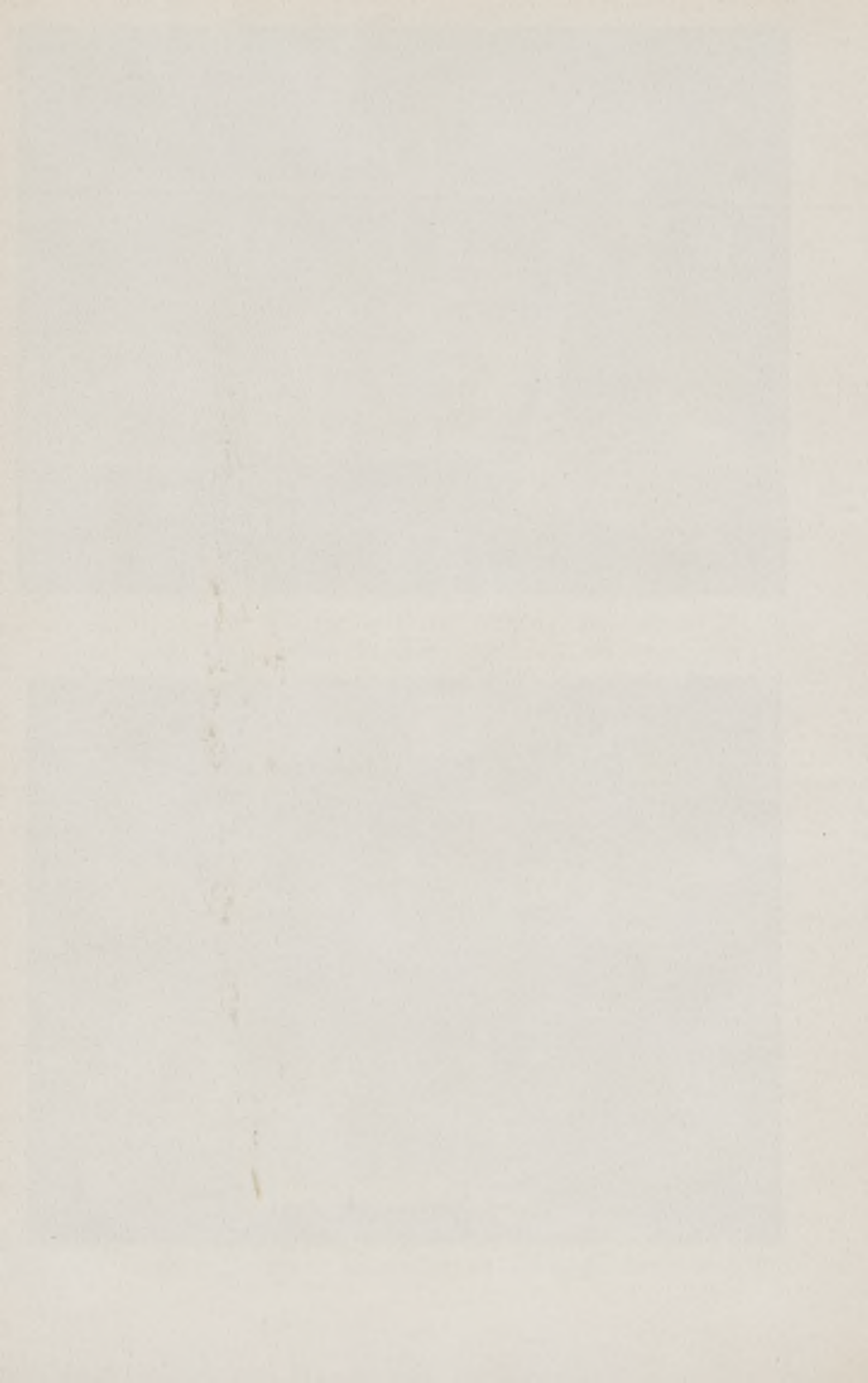
Wellings Bitte demselben geschenket, wie wohl es billiger gewesen, daß ichs bekommen hätte oder wenigstens ein Teil davon, denn wäre ich nicht allda gewesen, wären die beiden nicht anitzo gefangen; es konnte auch Niemand mit sie reusch reden als ich.....

3) An Carel Schaffer — Åbo, 2. Februar 1701..... Des anderen Tages nach dem Entsatz ritte ich hinaus ins Lager, den König zu sehen und zu grüßen; ich war nebst dem General-Adjutanten und 10 Soldaten gekommandiert, da die Reussen im vollen Abmarsch über die Brücke waren, überzusetzen nach Portens-Holm, um des Zaren Feldkasse aus des Zaren Hauptquartier herüberzuholen; wir gingen mit ein Boot über und da wir auf der anderen Seite der Brücke waren, so [= wo] schon mehr als 10.000 Mann waren, und die Floßbrücke so voll war, als sie tragen konnte und die Reussen das Geld nicht in des Zaren Schalupe tragen wollten, mußte ich selbe mit dem Degen über die Ohren dazu obligieren, daß sie es eintragen und bis über die Knie ins Wasser mußten, weil ich die Soldaten keine nassen Füße machen wollte; es war wohl zu verwundern, daß da sie so viel 1000 Mann schon herüber waren,... sie mich und die 10 Soldaten nicht allein nichts zu leide taten, sondern sich noch vor mir prügeln und kommendieren ließen; weil die andern kein reusch konnten, mußte ich es ordinieren. Ich hatte auch in Kommission, die übrigen Fahnen und Estandarten abfordern — und weil der Nowgor. Gouverneur und General Trubezkoi und der persische Prinz von Miletia, [die] ich allda an [ge] troffen... die Fahnen sobald nicht schaffen konnten, persuadierte ich die beiden Prinzen, daß sie so lange mit mir überfahren sollten, und überreichte sie auch — denn mit Gewalt hätte ich mit 10 Mann allda nichts ausrichten können — daß sie in die Schalupe kamen; sobald ich sie aber auf diese Seite brachte, ließ der König sie in Arrest behalten, und sitzen selbe itzo mit in Reval [d. h. mit den anderen gefangenen russischen Offizieren]. Des Zaren Feldkasse waren 11 Kasten, worin 32 Rub. befindlich, wovon der König nachgehend 10.900 Rub. an mir und Mons. Boomgard verwechselt.....

Aus den vorstehend wiedergegebenen naiv-offenherzigen Schilderungen geht wohl klar genug hervor, daß, wenn es Poorten gelang, Trubezkoi und den Prinzen Alexander zu „persuadieren“ mit ihm

Abbildung 2.

Abbildung 3.



auf das linke Narovaufer hinüberzukommen, dieses nicht anders, als unter bewußter Vortäuschung einer völligen Gefahrlosigkeit für ihre persönliche Freiheit, geschehen sein kann. — Trubezkoi kehrte erst nach 18-jähriger Kriegsgefangenschaft heim, der Prinz Alexander aber gar nicht, da er bereits nach wenigen Jahren in Stockholm verstarb. Aus einer ferneren Briefkopie (vom 28. Dezember 1700 an Kriegsrat Trotzig nach Lais adressiert) ersehen wir, daß Poorten und Boomgard ihre 10.900 Rubel in 109 Beuteln und in Kopeken empfangen hatten; aus demselben Brief und anderen geht hervor, daß Poorten sich große Mühe gegeben hat, für sich und Boomgard einen privilegierten Kurs von 85 Kopeken pro Reichstaler zu erwirken, nachdem der normale Kurs von 50 Kopeken schon vom König, der des baaren Geldes sehr bedürftig war, unmittelbar nach der Schlacht auf 80 Kop. erhöht worden war; ob Poorten's Bemühungen schließlich von Erfolg gekrönt waren, habe ich aus dem Kopierbuch nicht ermitteln können, wohl aber, daß er, die Zwangslage der gefangenen Russen ausnutzend, diesen gegen gehörige Wucherzinsen Geld vorschoß. Zum Beweis dafür, daß Poorten's und Boomgard's Geschäfte mit der russischen Kriegskasse auch bei ihren Zeitgenossen keine wohlwollende Beurteilung fanden, möge der folgende Auszug aus einem mir von Herren John H u e c k freundlichst zur Verfügung gestellten, Brief des Kaufmanns Christian Hueck aus Helsingfors an seinen leiblichen Neffen Johann Hueck in Reval, vom 29. Dezember 1700, aus dem Hueck'schen Familienarchiv dienen: . . . .

> B o o m g a r d e in Narva soll von dem König des Zaren Schätze an reusch Denige zu 80 oder 90 per Rbl. an sich gewechselt haben — ob keine mehre Bürger in Narva gewesen, so sich derselbe [eher] als Bomgard bedienen können; ich will es vor Sicherheit nicht glauben. Mir deucht dem Könige großen Schaden darin causiert; wann ich die Denige gegen Species aufwägen will, ist ja mehr Silber darin, als kann mir solches nicht einbilden" usw.

Hermann Poorten starb am 5. März 1704 zu Reval, also einige Monate vor der Eroberung Narvas durch P e t e r d e n G r., und wurde am 3. April desselben Jahres in der deutschen Kirche zu Narva beigesetzt; er scheint keine männlichen Erben hinterlassen zu haben. Seiner mit Thomas Clayhills vermählten Tochter wurde schon oben gedacht.

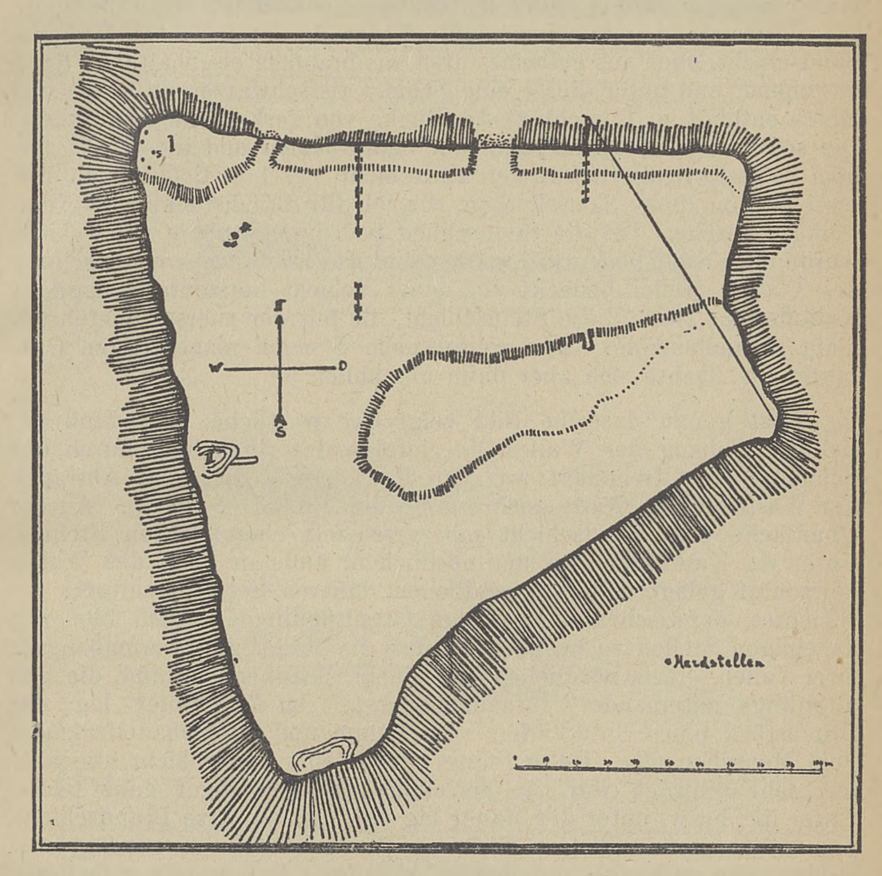
Der Burgberg in Jaggowal, Ksp. Jeglecht, Estland.

A. Spreckelsen-Reval.

Der Burgberg beim Dorfe Joesu (Jõesuu) unter Jaggowal (Jägala), Krsp. Jegelecht (Jõelehtme) ist in der Literatur bisher noch nicht angeführt. Die Kunde von ihm erhielt ich 1917 von meinem damaligen Kollegen, dem jetzigen Professor der Universität Dorpat, Herrn Piiper, der mir eine Skizze des Burgberges und einige daselbst gefundene Topfscherben übergab. Die Scherben zeigten steinzeitliche Ornamente, so daß man auf eine steinzeitliche Ansiedlung schließen konnte. In den Jahren 1920—1923 habe ich dort mit Hilfe mehrerer meiner Schüler Ausgrabungen vorgenommen, 1922 gemeinsam mit Dr. A. Friedenthal, der im Spätsommer desselben Jahres die Untersuchungen weitergeführt hat. Im August 1923 hat Dr. Julius Ailio (Helsingfors) daselbst Höhenmessungen angestellt. Sehr zustatten ist der Forschung gekommen, daß im Jahre 1922 von der Fabrik Jaggowal zwecks Anlage eines Stauwerkes ein Teil des Burgberges bis auf die Sohle abgetragen worden ist.

Der Burgberg befindet sich in völlig sandiger Gegend am rechten Ufer des Jaggowals, ca. 1 Werst von der Mündung des Flusses entfernt, in einer von Natur sehr günstigen Lage. Der Fluß bildet hier ein Knie, hat aber — nach den ehemaligen Uferhöhen zu schließen — früher eine Schleife beschrieben. In dieser Flußschleife liegt eine natürliche Anhöhe, die von den örtlichen Bewohnern Linnamägi genannt wird. Sie nimmt einen Flächenraum von mehr als 28.000 qm ein, wurde ehemals nach O, S und W durch den Fluß geschützt, dessen Spiegel sie um 15—20 m überragt, und war nur von N her zugänglich. Hier, an der offenen Seite war der natürliche Abhang der Anhöhe gesichert durch einen vorgelagerten Graben, der jetzt allerdings nur in seinem östlichen Teil erhalten ist, und durch einen am nördlichen Rande der Anhöhe aufgeführten Wall, während im O, S und W keinerlei künstliche Befestigungen zu erkennen sind, ehemals wohl auch kaum vorhanden gewesen sein werden. Der durch den Wall gekrönte nördliche Abhang erhebt sich — in seinen gut erhaltenen Teilen — in ziemlich steiler Böschung um ca. 6 m über das Vorland, war aber zur Zeit der Ausgrabungen nur in seinem östlichen Drittel einigermaßen intakt und mit Rasen bedeckt. In der Mitte und im Westen fehlte die Grasnarbe, Wall und Graben waren daher an manchen Stellen stark abgeflacht durch die Einwirkung des Windes und des Schmelzwassers. Auch die Menschen

hatten übrigens zur Zerstörung beigetragen, indem sie die auf der Oberfläche des Walles gelagerten Kalkfliesen — die ehemals aus einer Entfernung von 1—2 Werst angeführt worden sind — zum Bau von Steinzäunen benutzt haben.

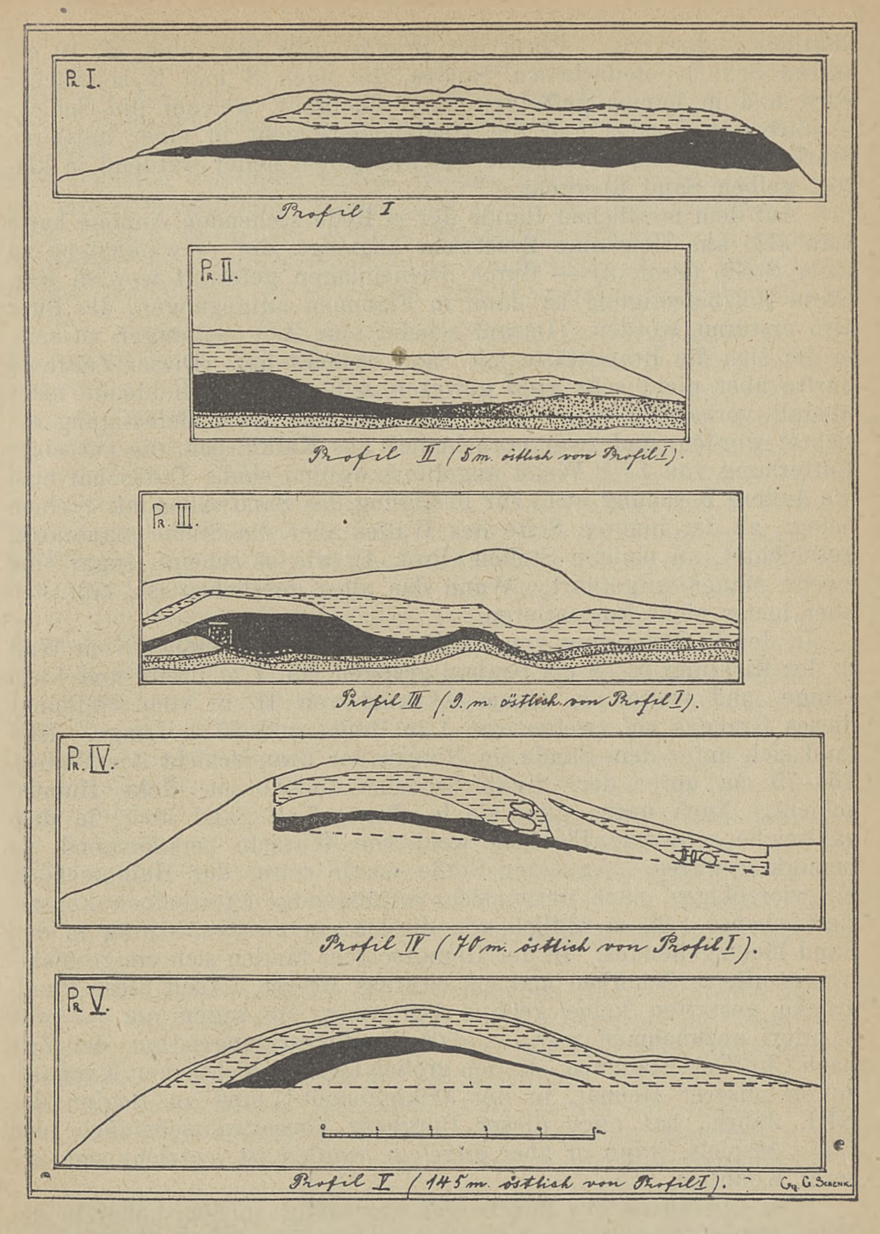


Plan des Burgberges

An zwei Stellen habe ich zwecks Untersuchung des Walles einen ca. 1 m breiten Graben durch denselben gezogen. Im ersten Graben (Profil 5) war unter dem Rasen eine Schicht von horizontal gelagerten Kalkfliesen, die nach S hin, an der inneren Seite des Walles, an Dicke und Dichtigkeit zunahm. Darunter fand sich eine Sandschicht, gleichfalls dünn im nördlichen, dicker im südlichen Teile des Grabens. Tiefer folgte eine umgekehrt im nördlichen Teile dickere Schicht schwarzer Erde, die viel Kohle enthielt. Unter dieser Schicht lag der gelbe Sand, der in seinen oberen Teilen durch die Einwirkung von Feuer eine bleigraue Färbung angenommen hatte.

Im zweiten Garben (Profil 4) fehlte der Rasen. Hier bestand die obere Schicht aus Sand, auf und in dem einzelne kleinere Kalkfliesen lagen. Tiefer war eine Schicht von horizontal gelagerten Steinen, die nach S zu dicker wurde und einen mauerartigen Charakter annahm, wobei außer Kalkfliesen auch einige Granitfindlinge zur Verwendung gekommen sind. Unter der Steinschicht lag eine Sandschicht, oben aus gelbem, unten aus braunem eisenhaltigem Sand bestehend, und unter dieser eine Schicht tiefschwarzer Erde, die viel Kohle enthielt, z. T. recht große Stücke von verkohltem Kiefernholz. Die schwarze Erdschicht ruhte auf bleifarbenem und dieser auf gelbem Sande. In der schwarzen Erdschicht (ca. 1 m tief) fanden sich zwei 20 mm dicke Tonscherben, die ich für Bruchstücke von Netzsenkern ansehe. Die die Steinschicht bedeckende obere Sandschicht wurde nach S hin bedeutend stärker und war an der inneren Böschung des Walles wieder bedeckt von einer Schicht horizontal gelagerter Kalkfliesen. Auch diese Steinschicht, die mit der zuerst angeführten nicht zusammenhing, nahm weiter nach S einen mauerartigen Charakter an, flachte sich aber dann allmählich ab.

Fast genau dasselbe Bild zeigt der westliche, zum Fluß gerichtete Abhang des Walles, der infolge der Abspülung durch das Schmelzwasser freigelegt war (Profil 1), sowie die beim Abtragen der Westecke des Walles sich ergebenden Profile (2 und 3). An der Oberfläche eine Sandschicht mit vereinzelt eingelagerten Steinen. Unter ihr Kalkfliesen, an der nördlichen, äußeren Seite des Walles horizontal gelagert, an der südlichen, inneren Seite mauerartig geschichtet, dazwischen auch einige Granitfindlinge. Auch hier war an einigen Stellen zu beobachten, daß die Mauer gewissermaßen aus zwei Teilen, einem nördlichen und einem südlichen, bestand, die hier allerdings miteinander zusammenhingen. In der Mauer lag das Bruchstück eines Unterkiefers vom Lamm und ein Schädelfragment vom Menschen (?). Tiefer folgte wieder eine Sandschicht, die aber nur sehr schwach war, ja an einigen Stellen sogar ganz fehlte. Unter ihr, bezw. unter der Mauer lag eine tiefschwarze Brandschicht, namentlich im nördlichen Teil des Walles stark ausgeprägt und stellenweise verkohlte, durcheinanderliegende Rundhölzer enthaltend. In der Brandschicht fanden sich zerstreut einige kleine Granitsteine. An zwei, ca. 6 m voneinander entfernten Stellen bestand der Boden der Brandschicht aus einer Lage von dicht aneinander gefügten faust- bis kopfgroßen Graniten, die einen Flächenraum von ca 1 qm, bzw. 120 cm (N—S) $\times$ 50 cm (W—O) einnahm. An die östlicher belegene Pflasterung grenzte nach N hin eine gleichfalls 50 cm breite (W—O), 40—60 cm lange (N—S) und ca. 60 cm hohe, von verkohltem Holz eingefaßte Packung von Granit- und Sandsteinen (Profil 3). Diese Erscheinung ist allerdings nur an dieser einen Stelle, nicht aber in den übrigen Teilen der Westecke des Walles konstatiert worden. Sie machte den Eindruck, als ob hier eine Art Kasten, mit Steinen gefüllt, gewesen wäre. In der Brandschicht



fanden sich 2 Pferdezähne und an einer anderen Stelle ein nicht näher zu bestimmender Tierknochen. Die Brandschicht dacht sich von N nach S ab und geht nach S hin allmählich in einen dunklen, ca. 20 cm starken Heideboden über, der sich unter der Brandschicht selbst von dieser nicht trennen läßt, nördlich von ihr aber wieder

deutlich zutage tritt. Unter der Brandschicht liegt eine ca. 10 cm starke Schicht bleifarbenen Sandes, die nach S und N schwächer wird und in humos gefärbten Sand übergeht, welcher die Schicht bleifarbenen Sandes und die Heidebodenschicht in einer mittleren Stärke von 20 cm unterlagert und allmählich heller werdend in klaren, gelben Sand übergeht.

Auf dem nördlichen Rande der in Rede stehenden Anhöhe hatte man also aus Holz eine Brustwehr angelegt, die — wenigstens an einer Stelle (Prof. 3) — durch Steineinlagen gefestigt worden war. Diese Holzbefestigung ist dann in Flammen aufgegangen, die Burg also erstürmt worden. Darauf scheint eine Zeit vergangen zu sein, in der sich die Brandstätte mit Sand bedeckt hat. Dieser Zeitraum dürfte aber nicht sehr groß gewesen sein, da die Sanddecke nicht überall vorhanden war. Dann ist hier eine neue Befestigung errichtet worden, und zwar vornehmlich aus Kalkfliesen, die aus einer Entfernung von 1—2 Werst angeführt worden sind. Dabei hat man die äußere Böschung wohl zur Festigung des Sandwalles mit Steinen belegt, an der inneren Seite des Walles aber die Steine mauerartig geschichtet, an einigen Stellen (Prof. 4), wie es scheint, sogar eine zweite Mauer aufgeführt. Wann das alles geschehen ist, läßt sich aber leider nicht konstatieren.

In der Verlängerung von Profil 4 wurde 10 m südlich vom Wall in der Richtung N—S ein Graben gezogen von 1 m Breite und 14 m Länge, und weiter, in einem Abstand von 16 m vom Südpunkt dieses Grabens ein zweiter von 1 m Breite und 10 m Länge. Hier fand sich unter dem Sande im Niveau der Brandschicht des Walles, 25—75 cm unter der Oberfläche, eine 15—20 cm dicke Humusschicht. Nach unten ging sie in den gelben Sand über, in dem zahlreiche schwarze Flecken, wohl von Wurzeln herstammend, zu bemerken waren. An einer Stelle wurde unter der Humusschicht ein viereckiges, nach unten sich verjüngendes Pfostenloch konstatiert, ebenso 1,30 m südlich von diesem ein zweites, schräg in den Sand hineingehendes. In der Humusschicht fanden sich einige nichtornamentierte Scherben und ein eisernes Messer. Auch diese Fundstücke gestatten keine genaue Datierung, sie sagen nur — was a priori anzunehmen war —, daß die Befestigungen aus der Zeit nach Chr. Geb. stammen. In den großen frühgeschichtlichen Kampfeszeiten unserer Heimat, in der Wikingerzeit [1]) und zu Beginn des XIII. Jahrh., hat auch dieser Burgberg höchstwahrscheinlich eine Rolle gespielt, wann er aber angelegt worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die Oberfläche des Burgberges war völlig uneben, höher in der Mitte und im Osten, tiefer im Westen und Süden. In der Mitte hatten

---

[1]) Aus der Wikingerzeit stammende Gegenstände sind jedenfalls in der Nähe des Burgberges gefunden worden: Lanzenspitzen bei der Fabrik Jaggowal und ein Wikingersporn bei einem Gesinde auf dem halben Wege zwischen der Fabrik und dem Burgberge.

sich Sanddünen gebildet, die mit Wacholdersträuchern bestanden waren. Schaute man vom Wall des Burgberges nach S, so gewann man den Eindruck, als ob im Inneren des Burgberges noch eine zweite Befestigungslinie sich in der Richtung ONO—WSW hinziehe. Ich habe auch hier — 45 m südlich von Profil 5 — eine Grabung vorgenommen und mich davon überzeugt, daß es sich, wie gesagt, um eine Dünenbildung handelt und nicht um eine künstliche Anlage. Dabei wurde ein weiteres Fundstück gehoben, ein kantiger Sandstein, der deutliche Schleifspuren aufweist, also als Schleifstein benutzt worden ist. Er lag 80 cm unter dem Rasen im gelben Sande.

Die Oberfläche des westlichen Teiles des Burgberges lag um 1—2 m tiefer als die des östlichen. Eine Vegetation war hier nicht vorhanden. Wind und Wasser haben den Sand weggeweht und weggespült. Hier war 30 m südlich vom Wall, ungefähr 2 m tiefer als die Kuppe des Walles, ein kleiner Steinhaufen (auf dem Plan mit A bezeichnet). Er lag auf einem kleinen Sandhaufen, war ca. 35 cm hoch, hatte einen Durchmesser von ca. 1 m, bestand aus z. T. stark verwitterten Granitsteinen und schräg und horizontal gelagerten Kalkfliesen und enthielt, namentlich in seiner untersten Schicht, viel Kohle und tiefschwarze Erde. Es war also eine Herdanlage. Zwischen den Steinen lagen einige gebrannte Knochen, eine einzeln liegende Tonscherbe und ein ganzes Nest von Scherben, aus denen sich ein Gefäß, ein kleiner Topf, zusammenstellen ließ. Das Gefäß ist offenbar auf der Drehscheibe hergestellt und besteht aus feinem Ton, der viel Glimmersplitterchen enthält. Es ist 11,2 cm hoch, hat eine Standfläche von 8 cm Durchmesser, erweitert sich von ihr aus bauchig bis zu 4 cm unter dem oberen Rande (7,2 cm von der Basis), bildet hier einen stumpfen Grat und verjüngt sich dann bis zur Ausgußlippe. Der Durchmesser der größten Breite beträgt 14,5 cm, der des oberen Randes 13 cm. Die Ausgußlippe ist gerundet und 3 mm dick. Zum Boden hin werden die Wände stärker, 6—7 mm. Die Färbung ist braun mit grauen und geschwärzten Stellen.

Die an der Oberfläche des Steinhaufens zutage tretende Kohle erweckte den Eindruck, als ob hier in allerjüngster Zeit Feuer angemacht worden wäre. Das mag wohl der Fall sein, angelegt ist die Herdstelle, nach Ausweis der hier gehobenen Scherben, jedenfalls noch in vorhistorischer Zeit, und zwar, da bei der Anlage Kalkfliesen zur Verwendung gekommen sind, ungefähr gleichzeitig mit dem Bau der aus Kalkfliesen errichteten Mauer des Burgberges.

2 m südlich von dieser Herdstelle und 50 cm tiefer als deren Basis fand sich im gelben Sande eine ganz ähnliche Herdanlage (B). Sie war ca. 30 cm stark (in der vertikalen), bestand gleichfalls aus Kalkfliesen und Granitsteinen und enthielt Kohle und schwarze Erde. 1 m westlich von B, in gleichem Niveau, aber tiefer in den Sand hineinragend, tauchte eine dritte Herdstelle dieser Art auf (C), ca. 50 cm stark. Hier in C lagen einige gebrannte Knochen. Sonstige

Spuren menschlicher Siedelung, etwa Pfostenlöcher u. dergl., ließen sich in der Umgebung dieser drei Herdstellen nicht erkennen.

Ein besonderes Interesse gewinnt der Burgberg durch die hier in großer Menge zutage getretenen steinzeitlichen Tonscherben. Die oben ausgesprochene Vermutung, daß man es mit einem steinzeitlichen Wohnplatz zu tun habe, bewahrheitete sich durchaus [1]). In geringer Zahl fanden sich die Scherben an der Südspitze des Burgberges, außerordentlich zahlreich aber am westlichen Rande, namentlich an zwei Stellen: am Westabhange und unter der Westecke des Walles, Fundort I, und in einer ca. 100 m südlich vom Wall belegenen Sandgrube und in ihrer Umgebung, Fundort II.

Unter der Westecke des Walles, tiefer als die Befestigungsanlagen, unter der dort befindlichen Heidebodenschicht (s. Prof. 2 u. 3) waren deutliche Anzeichen einer menschlichen Siedelung in Gestalt von 5 kleinen Herdstellen. Diese befanden sich im gelben Sande unter der humos gefärbten Schicht. Vier Herdstellen bildeten kleine Steinhaufen von 25—50 cm Durchmesser und 20—35 cm Höhe. Sie bestanden aus sehr zermürbten Granit- und Sandsteinen, die z. T. horizontal gelagert, z. T. aufrecht gestellt, in 2 oder 3 Lagern übereinander geschichtet waren, und enthielten — namentlich in den unteren Partien — viel Kohle, die an einigen Stellen tief in den Sand hineinragte. Die fünfte (von Dr. Friedenthal aufgedeckte) Herdstelle unterschied sich in ihrem Bau von den anderen. Sie war gebaut aus aufrecht gestellten Sandsteinen, die einen nach NO offenen Kreis bildeten. Die Steine des südlichen Ringes waren 15 cm hoch, der Stein in WNW dagegen nur 10 cm. Der Boden innerhalb des Steinringes war dunkel gefärbt und enthielt kleine Kohlenpartikelchen. ebenso der Boden an der südöstlichen Außenwand des Steinringes. Auch 1,20 m südöstlich vom Herd war im gelben Sande eine stark mit Kohle durchsetzte Partie zu konstatieren.

In den Herdstellen fanden sich Splitter von Brandknochen und einige wenige Tonscherben, dagegen um die Herdstellen herum und auch in weiterem Abstande von ihnen große Mengen von Scherben, die sich nach ihrer Ornamentik deutlich als steinzeitlich erkennen ließen. Die Tonscherben lagen z. T. in der humos gefärbten Schicht, vornehmlich aber unter ihr im gelben Sande, jedoch nur in geringer Tiefe, 20—30 cm.

---

[1]) Das Mündungsgebiet des Jaggowals scheint in der Steinzeit ein weitverzweigtes Delta gebildet zu haben, das mehrere Wohnplätze aufwies. Östlich vom Burgberge, auf einer Düne ganz in der Nähe des ehemaligen Flußufers fand Oberl. Herm. Aßmuth im Sommer 1921 zahlreiche auf dem Sande liegende Tonscherben. Sie sind nicht ornamentiert, zeigen aber dieselbe Beschaffenheit, wie die auf dem Burgberge gehobenen steinzeitlichen Scherben. Etwas weiter stromaufwärts hat Dr. A. Friedenthal im Sommer 1922 am Abhang sandiger Dünen, etwa 20 m nördlich vom Steilufer des Flusses unter einer 30—50 m dicken Sandschicht eine 6—15 cm starke schwarze Kulturschicht mit viel Kohlensplittern und Quarzabschlägen konstatiert. Auch auf dem Sande lagen hier viel Quarzabschläge und Feinsteinsplitter, sowie vereinzelte nichtornamentierte Tonscherben.

Außer Tonscherben waren hier einzelne Brandknochen, einige nicht näher zu bestimmende ungebrannte Knochenfragmente, 4 Backenzähne vom Biber, sehr viel Quarzabschläge und ein kleines Stückchen Feuerstein von grauer Färbung. Ferner wurden gehoben: ein gelochtes rhombisches Anhängsel aus Bernstein, an einer anderen Stelle die Trümmer von einem Stückchen Bernstein und wieder an zwei anderen Stellen zwei gelochte stachelbeerförmige Schmuckstücke aus Ton [1]).

Der steinzeitliche Wohnplatz lag — wie gesagt — unter der Westecke des Walles. Am zahlreichsten traten hier die Fundobjekte zutage in einem Abstande von 2—5 m vom steil zum Fluß abfallenden westlichen Abhang des Walles. Weiter nach O wurden sie spärlich, im Abstande von 9—10 m vom Steilabhang traten sie nur ganz vereinzelt auf und noch weiter nach O fehlten sie völlig.

Der zweite Fundort, auf dem gleichfalls eine große Menge von steinzeitlichen Tonscherben zutage trat, lag, wie erwähnt, am westlichen Ufer, ca. 100 m südlich vom Wall, in einer Sandgrube, die nach W, zum Abhang hin offen, im NO und S dagegen von ca. 2 m höheren Partien umgeben war, welche sich übrigens nach N, zum Wall hin, wieder stark abflachten, vom Schmelzwasser und vom Winde abgetragen waren.

Auf dem Boden der Sandgrube, aber auch nördlich von ihr fanden sich freiliegend Tonscherben, Quarzabschläge und Feuersteinsplitter. Auch Kohlenpartikelchen lagen hier, sowie einige gebleichte Knochensplitter, unter anderem ein menschlicher Fingerknochen. Hauptsächlich aber fanden sich die Tonscherben — ganz analog ihrem Vorkommen im Fundort I — in und namentlich unter einer humos gefärbten Schicht, die am nördlichen und östlichen Rande der Sandgrube im gelben Sande zu erkennen war. In der Sandgrube selbst und nördlich von ihr war diese Schicht nicht mehr vorhanden. Nun ist der Burgberg im Sommer 1922 gerade an dieser Stelle zwecks Anlage des Stauwerkes bis auf die Sohle abgetragen worden. Dabei trat die erwähnte Schicht am nordöstlichen und östlichen Rande der Baugrube im ungefähren Niveau der in der Westecke des Walles konstatierten Heidebodenschicht deutlich zutage. Unter ihr hat mein Schüler Georg Keltser Feuerstein und zahlreiche Tonscherben gefunden [2]).

Bei der Herstellung der Baugrube wurde ein Elchschädel zutage gefördert. Er zeigt Spuren der Menschenhand, das Geweih ist abgeschlagen. Der Schädel lag allerdings bedeutend tiefer (ca. 4 m) als der Boden der vorerwähnten Sandgrube, im untersten Teil der

---

[1]) Sie bestehen aus wenig kalkhaltigem Ton mit viel Glimmersplitterchen. Ob es sich um Naturprodukte oder Artefakte handelt, darüber gehen die Ansichten der Geologen auseinander. Wie dem auch sein mag, jedenfalls scheinen sie mir als Schmuckstücke benutzt worden zu sein.

[2]) Auch am Südabhang des Burgberges hat Dr. Friedenthal bei einer im August 1922 vorgenommenen Probegrabung das Vorhandensein dieser Schicht festgestellt. An Fundstücken wurde hier nur ein Stück Quarz gehoben.

Sandschicht, auf glazialem Lehm, ist aber vielleicht durch das Schmelzwasser aus einer ehemals höheren Lage hierher gebracht worden. An einer anderen Stelle war ein Unterschenkelknochen (?) einer Robbe. Er lag im Niveau der scherbenführenden Schicht.

Herdanlagen oder sonstige direkte Spuren eines Wohnplatzes habe ich an dieser Stelle nicht konstatieren können und auch beim

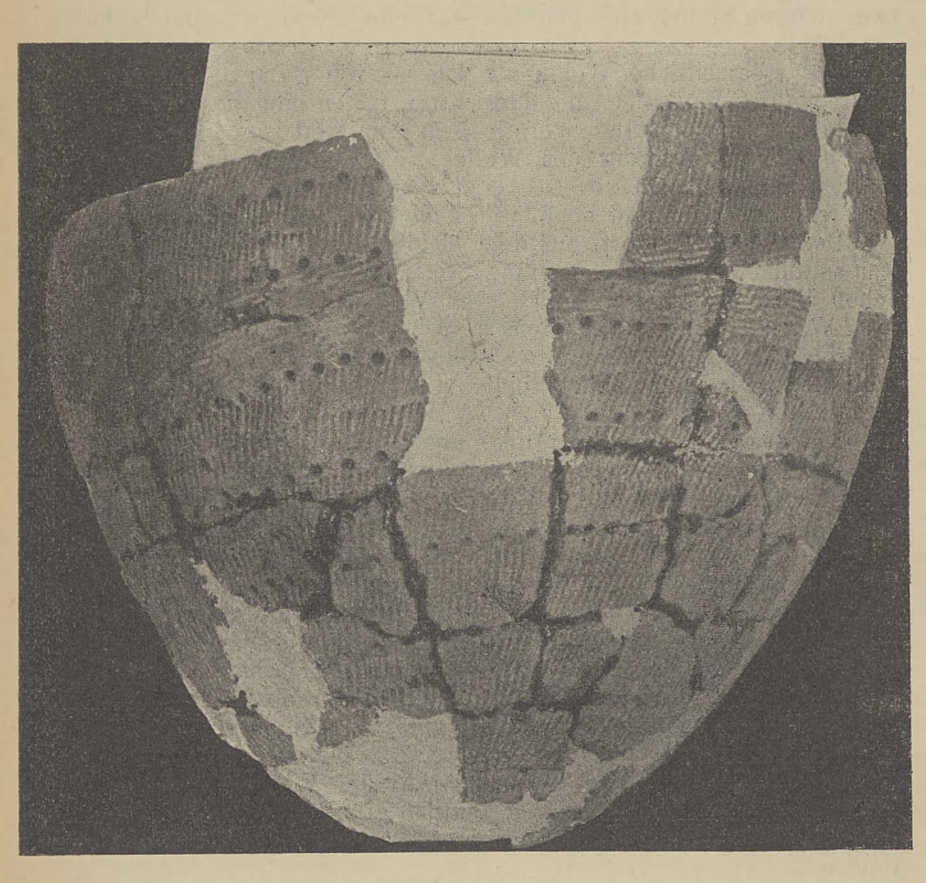


Abbildung 1 (1/4).

Abtragen dieses Teiles des Burgberges sind solche nicht beobachtet worden. Ich vermute daher, daß der eigentliche Wohnplatz weiter nach W, über dem jetzigen Flußbett gewesen und im Laufe der Jahrhunderte vom Fluß unterspült und zerstört worden ist [1]).

[1]) Am gegenüberliegenden linken Ufer hat übrigens Ingenieur K. Keltser ein altes Flußbett konstatiert, und zwar ca. 11 m über dem jetzigen Meeresspiegel auf glazialem Lehm. Dabei wurde ein 10 cm dicker Stamm einer Eiche gefunden.

Der auf dem Burgberge zutage getretene Feuerstein ist von grauer, weißer, gelber oder violetter Färbung. Er stammt, vielleicht mit Ausnahme von 2 Stückchen (eines aus Fundort I, das andere aus Fundort II), die westlicher Provenienz sein könnten — nach Angabe von Dr. J. Ailio —, aus der Waldaigegend. Nur 2 Stückchen zeigen Spuren von Bearbeitung. Das eine (Fundort II) ist wohl als Schaber benutzt worden. Das andere (in der Umgebung von Fundort II, im nordöstlichen Teile der Baugrube) ist ein Bruchstück einer Lanzenspitze oder eines Dolches. Sonst fanden sich keine Gebrauchsgegenstände aus Stein [1]).

Die Tonscherben sind gut gebrannt. Sie haben gelbe, rötliche, braune oder graue Färbung. Das Material ist gewöhnlich ein recht derbes. Große Stückchen Feldspat, Quarz oder Glimmer sind dem Ton beigemengt. Wohl kommen auch Scherben aus feinem, porösen Ton vor, aber nur in verhältnismäßig geringer Zahl. Viele der größeren Scherben ließen auf dickwandige, große, kesselförmige Gefäße schließen. Ein solches Gefäß ist dann auch ca. 40 m nordöstlich von der Sandgrube aufgetaucht (Abb. 1). Es war nicht vollständig erhalten, wohl aber fanden sich ca. ⅔ des Ganzen, die sich zusammenstellen ließen, so daß das Gefäß rekonstruiert werden konnte. Die Scherben sind 10—12 mm dick. Die Höhe des Gefäßes beträgt 40 cm, der Durchmesser des oberen Randes gleichfalls 40 cm. Der Boden ist gerundet. Die Wände sind steil, leicht gewölbt. Die Ausgußlippe fällt schräg nach innen ab und zeigt Fingereindrücke. Die Färbung ist gelblichbraun. Der obere Teil der Außenwand zeigt eine große geschwärzte Stelle. Das ganze Gefäß von der Ausgußlippe bis zum Boden ist mit Kamm- und Grubenornament geziert. Es ist freighändig hergestellt, indem Tonringe übereinander geschichtet worden sind. Die stark konvexen und konkaven Bruchstellen vieler Scherben zeigen dieses auf das deutlichste.

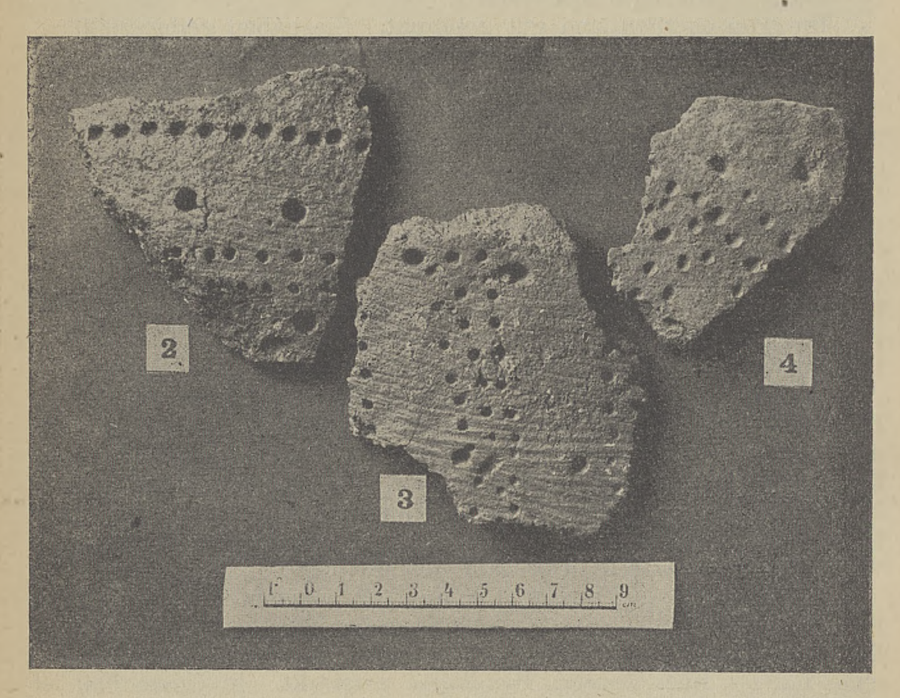
Viele der hier (Fundort I und II) gehobenen Scherben stammen — wie gesagt — von ähnlichen, großen Gefäßen. Die Ausgußlippe ist schräg nach innen abfallend oder horizontal, zuweilen mit einer inneren oder äußeren Randleiste verstärkt. In einem Fall ist der obere Rand nach außen geschweift (Tallgren: Acta et Comment. Univ. Dorp. III 6, Taf. I 3). Der Boden ist rund oder spitzrund. Ein Bodenstück, gleichfalls von einem großen Gefäß stammend, zeigt allerdings eine Standfläche. Außer großen kesselförmigen Gefäßen

---

[1]) Am gegenüberliegenden linken Ufer, schräg gegenüber dem Wall des Burgberges beim Gesinde Sambla saun wurde im Herbst 1921 von der Bäuerin Liisa Tamm das Bruchstück eines gelochten Steinbeiles (E. P. M.) gefunden. Es lag auf dem Sande am Abhang des Ufers, ca. 4 m über dem Flußspiegel, bei einer Gruppe von Bäumen. Auf der Höhe der an das genannte Gesinde stoßenden Sandfläche fand mein Schüler Georg Keltser im Sommer 1923 die Hälfte eines gelochten (?) Tonringes und dicht dabei ein Eisenfragment (Messer?). Einige Meter davon entfernt waren Überreste eines menschlichen Skeletts mit wohlerhaltenem Schädel, im Sande ganz oberflächlich verscharrt. Der Schädel scheint nicht aus älterer Zeit zu stammen und steht wohl nicht in Zusammenhang mit den beiden hier gehobenen Fundstücken.

ließ sich (Fundort I) ein ca. 20 cm hoher Topf mit spitzrundem Boden erkennen. Auch dünnwandige Scherben kommen vor, die — nach ihrer Wölbung zu urteilen — von kleinen, ja sogar von ganz kleinen Gefäßen stammen, doch kann die Form dieser Gefäße nicht näher bestimmt werden.

Bei weitem die meisten Scherben sind ornamentiert, nichtornamentierte fanden sich nur ausnahmsweise. Ganz allgemein ist das Grubenornament, ein weit verbreitetes, sehr altes Schmuckmotiv, im Joesu wohl das älteste. Die Grübchen sind hergestellt



Abbildungen 2—4.

mit einem Stäbchen, dessen gerundete Spitze senkrecht oder schräg in den noch weichen Ton eingedrückt worden ist. Dabei wechseln oft große und kleine Grübchen. Letztere sind häufig ganz flach, nur leicht eingedrückt. In der Regel sind die Gruben kombiniert mit anderen Motiven und laufen in einer oder mehreren Reihen horizontal um die Wandung des Gefäßes. Auf einem Gefäß bilden sie Rosetten. Doch kommt das Grubenornament auch als alleiniges Ziermotiv vor, seltener in Fundort II, häufiger in I. Dabei sind hier die Gruben nicht nur zu horizontal laufenden Gürteln angeordnet, sondern auch zu schräggestellten Reihen oder zu Zickzackbändern. Oft ist auch die Ausgußlippe mit Grübchen geziert. (Abb. 2—4.)

Anstatt der Gruben kommen zuweilen — übrigens fast ausschließlich in Fundort I — Ringel vor, in derselben Weise angeordnet wie die Gruben.

Recht mannigfaltig ist das in Jaggowal vorkommende *Schnitt- oder Strichornament.* Die Schnitte, bzw. Striche sind auf manchen Scherben in feiner, auf anderen in derber Weise ausgeführt. Bemerkenswert ist ein (fast ausschließlich in Fundort II sich finden-



Abbildung 5.

des) vertikal angeordnetes, gestreckte Sechsecke enthaltendes Ornament dieser Art (Abb. 5). Dieses Muster ist bisher weder im Ostbaltikum noch in Finnland beobachtet worden, kommt dagegen in uppländischen Wohnplätzen der älteren Åloppestufe häufig vor.

Auf anderen Scherben sind längere oder kürzere, im Winkel zueinander gestellte Schnitte zu horizontal laufenden Bändern angeordnet (Abb. 6). Das Muster erinnert lebhaft an solche aus Åland, Gotland und Östergötland. Wieder andere Scherben (Fundort I) zeigen schräg gestellte Reihen von horizontalen oder gerundeten Einschnitten (Abb. 7 u. 8).

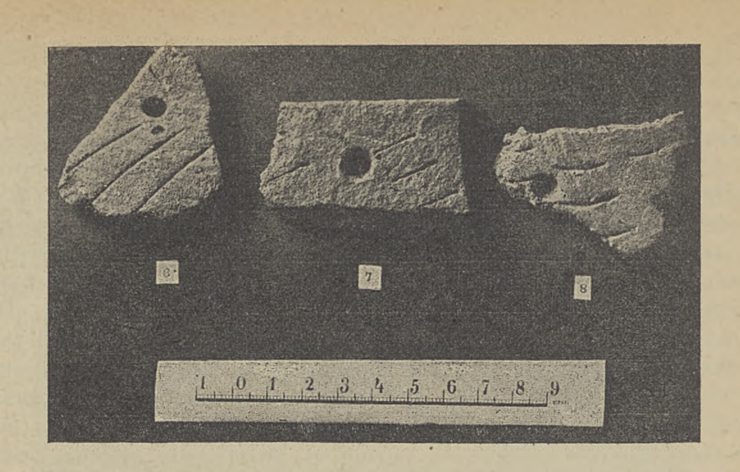
Nur in Fundort II, hier aber dominierend, findet sich das Kammornament. Mindestens ein Drittel der in Joesu gehobenen Scherben ist kammkeramisch. Das Ornament ist hergestellt mit einem kammartig gezahnten Stempel und bildet Reihen von viereckigen Eindrücken, die gewöhnlich parallel zueinander laufend, seltener im Winkel zueinander gestellt, zu wagerechten Gürteln angeordnet sind. Auch Zickzacklinien, Dreiecke und Rhomben kommen vor. Die Kammeindrücke sind kräftig oder ganz zart. Die Reihen sind lang oder ganz kurz. Die Zahl der Varianten ist sehr groß (Abb. 9—15). Eine Eigentümlichkeit ist zu beachten. Die zu horizontal laufenden Gürteln angeordneten Kammreihen bilden zuweilen einen Knick (Abb. 1 u. 11). Dieselbe Erscheinung ist zu beobachten in Lihzegall a. d. Ewst (Ebert: Prähist. Zeitschr. V S. 524 Abb. 22) und in Pernau. Nach Dr. J. Ailio handelt es sich um eine ostbaltische Lokalform. Auch die Ausgußlippe ist häufig orniert mit Kamm- und Strichreihen, seltener mit Nagel- und Fingereindrücken.

Das Ornament — ebenso das vorerwähnte Schnittornament — ist immer kombiniert mit dem Grubenmotiv. Dabei ist aber die Form der Gruben sehr mannigfaltig. Außer runden Gruben kommen ovale, halbkreis- und hufeisenförmige vor, ferner viereckige, stufenförmige. Auf zwei besonders schönen kammkeramischen Scherben — die übrigens nicht zusammen lagen — überwiegen sogar die Gruben. Sie sind rhombisch und bilden ein gitterartiges Muster [1]) (Abb. 10). Dieses Ornament kommt im Okagebiet häufig vor (Ailio: Finsk. Fornm. Tidskr. XXIX S. 38 Abb. 12 b). Jetzt ist es auch am Nordufer des Ladoga in Sortavala in großer Fülle aufgetaucht (Helsingforser Museum). Im Ostbaltikum ist es bis jetzt nicht gefunden worden.

Die Kammkeramik ist über ganz Nordrußland verbreitet. Ihre Hauptausstrahlungszentren sind das Gebiet an der oberen Wolga und Oka, Olonez und Karelien. Auch im Ostbaltikum kommt sie vor: in Lihzegall an der Ewst, in Muhukalns an der Düna, in Sweineek und Rinnekalns am Burtneksee, in Pernau, jedoch nicht in derartiger Fülle wie in Jaggowal. Die hier gehobenen Scherben dieser Art gehören der „guten Kammkeramik“ an (Ailio: Finsk. Fornm. Tidskr. XXIX S. 35 ff), und zwar vornehmlich der „typischen“ (Abb. 1), zu einem geringen Teil auch der „geometrischen“ (Abb. 14 u. 15), „Frühe Kammkeramik“ fehlt hier. Auch die Vorstufe des Kammornaments, das Wickelschnurornament, läßt sich nicht sicher nachweisen. Eine Scherbe könnte vielleicht mit Wickelschnur orniert sein. Vereinzelt findet sich imitierte Wickelschnur (Abb. 12), hergestellt mit einem kammartigen Stempel und kombiniert mit schönem Kammornament. Auch späte Kammkeramik ist nicht vorhanden.

---

[1]) Damit die Wandung des Gefäßes beim Eindrücken der dicht beieinander stehenden Gruben nicht durchstoßen werde, hat die Töpferin — denn um eine solche handelt es sich jedenfalls — die Fingerspitze gegen die innere Wandung gehalten. Die Fingerabdrücke sind zu sehen.



Abbildungen 6—15.

Neben dem Kammornament kommt recht häufig ein Strichornament vor, hergestellt mit einem derben Span, aber dem Stile nach der Kammkeramik sehr ähnlich. Oft kann man übrigens schwer unterscheiden, ob es sich um Kamm- oder Strichornament handelt.

In Fundort II nur selten, in I dagegen — neben dem reinen Grubenornament — vorherrschend ist ein Stichornament, das ich für imitierte Schnur halte (Abb. 16—19). Es besteht aus Reihen von spitzovalen und ovalen Grübchen, deren (der Grübchen) Längsachsen entweder in einer annähernd geraden Linie verlaufen oder parallel zueinander, schräg gestellt sind. In letzterem Fall, den ich typologisch für den ursprünglichen halte, erinnert es lebhaft an Eindrücke mit einer zweidrähtigen Schnur [1]). Das Ornament könnte vielleicht in einigen Fällen mit einem kammartigen Stempel hergestellt sein, die Unregelmäßigkeit der Eindrücke auf den meisten Scherben und der häufige Wechsel von gerade und schräg gestellten Eindrücken auf ein und derselben Scherbe lassen aber annehmen. daß das Ornament — wenigstens in der Regel — nicht mit einem Stempel hergestellt ist, sondern freihändig, mit einem spitzen Stäbchen. Die Stichreihen — meistens mehrere parallel zueinander laufend, seltener vereinzelt vorkommend — sind schräg, parallel oder im Winkel zueinander, oder in Zickzacklinien, vornehmlich aber vertikal auf dem Gefäß angebracht. Vielfach erinnert das Ornament an das in Fundort I aufgetauchte, gestreckte Sechsecke enthaltende Schnittmuster (Abb. 5).

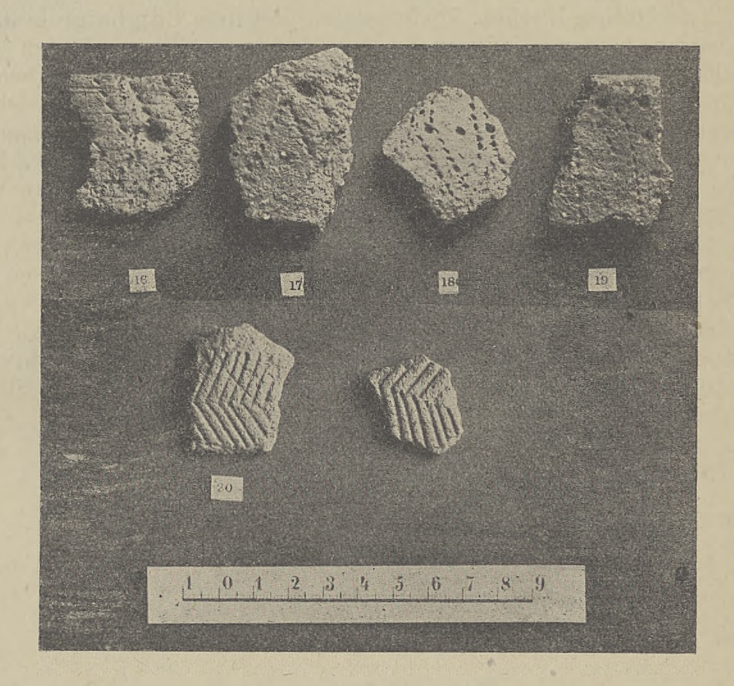
Dieses Stichornament findet sich auch sonst im Ostbaltikum, in Rinekalns und — nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn stud. Mora — in Tagamois, Krsp. Kielkond auf Ösel. Häufig kommt es in Finnland vor. Ailio: Wohnplätze II bildet es ab aus Österbotten (Taf. 7,23 und 13,20) und aus Karelien (Taf. 12,3 und 18,12 und 13). Ich habe es mir im Helsingforser Museum notiert aus Nyland, Tawastland, Satakunta, dem eigentlichen Finnland und namentlich aus Åland. Es ist also im östlichen Finnland selten, häufig dagegen im südwestlichen und besonders auf Åland. U. a. zeigt eines der Tonidole aus Jettböle II (Finsk. Fornm. Tidskr. XXVI Taf. III) fast genau dieselbe Ornamentik wie Abb. 18. Auch in Gotland und Östergötland kommt das Stichornament oft vor.

Endlich noch eine Gruppe von Scherben (Abb. 20, Fundort I), die sich von den anderen beträchtlich unterscheiden. Sie stammen von einem kleinen, dünnwandigen, mit einer Standfläche versehenen Gefäß aus feinem Ton von dunkelbrauner Färbung und sind nur im oberen Teil der Wandung mit Zickzackbändern aus flachen Furchen geziert. Das Grubenmotiv fehlt hier völlig. Ein ähnliches Ornament war im Kirchspiel Esbo im westlichen Finnland (Finsk. Fornm. Tidskr. XXXII Taf. XIII 5). Nach Angabe von Dr. Ailio kommt es in Preußen häufig vor.

---

[1]) Echtes Schnurornament kommt in Jaggowal nicht vor.

Das in Joesu gehobene steinzeitliche Fundmaterial gehört einer Mischkultur an, die westliche und östliche Züge trägt. Fundort I hat westlichen Charakter. Der Bernstein weist auf Preußen, ebenso vielleicht auch die Scherben Abb. 20. Das Schnur imitierende Stichornament, das reine Grubenornament und das Ringelornament weisen auf Åland und Ostschweden, und das einzige hier geborgene Stückchen Feuerstein könnte gleichfalls westlicher Provenienz sein. Auch in Fundort II sind Beziehungen zum Westen zu konstatieren:



Abbildungen 16—20.

die Schnittornamente (Abb. 5 u. 6) gehören in den ostschwedischen Formenkreis. Überwiegend ist aber der östliche Charakter durch die hier dominierende Kammkeramik. Diese weist auf das Gebiet an der oberen Wolga und Oka und auf Karelien hin und die große Mehrzahl der hier gefundene Feuersteinsplitter und Bruchstücke stammt aus dem Waldaigebiet.

Was die Zeitstellung des Fundes anbetrifft, so gehört sowohl die „gute" Kammkeramik als auch die Åloppestufe des ostschwedischen Formenkreises in die Ganggräberzeit, also um 2500 vor Christus. Das mit Jettböle II in Zusammenhang stehende Stichornament ist wohl etwas jünger. Ich datiere daher die steinzeitliche Siedelung auf dem Burgberge in Jaggowal auf die Zeit nach 2500, jedoch vor 2000 vor Christus.

Diese Datierung wird bestätigt durch die Höhenlage der Ansiedlung. Nach einer freundlichen Mitteilung von Dr. J. Ailio liegt die untere Grenze der steinzeitlichen Kulturschicht in Fundort I 15,7 m, in Fundort II 15,7—18 (N—S) m über dem jetzigen Meeresspiegel. Das Litorinamaximum beträgt aber dort 22 m. „Es steht also fest, daß ungefähr ⅓ der Landhebung sich vollzogen hatte, als die Steinzeitmenschen dort wohnten — — — und damals herrschte noch die Ganggräberzeit.“

In der steinzeitlichen Niederlassung auf dem Burgberge in Jaggowal waren keinerlei Spuren von Ackerbau. Ebenso fehlen völlig Knochen und Zähne von Haustieren. Solche fanden sich wohl in den höheren Schichten, nicht aber in den steinzeitlichen. Die damaligen Bewohner dieses Ortes waren Fischer und Jäger. Erst viel später, als die Steinzeitmenschen schon längst den Ort verlassen hatten und über den Überresten ihrer Wohnsitze eine dicke Sand- und Rasenschicht entstanden war, ließen sich neue, kulturell höher stehende Ansiedler hier nieder. Diese neuen Bewohner waren wohl Ackerbauer. Jedenfalls hielten sie Haustiere, wie die in den höheren Schichten zutagegetretenen Knochen und Zähne vom Pferd und vom Schaf erweisen. Bei ihrer größeren Habe bedurften sie eines stärkeren Schutzes. Sie befestigten daher den Platz, der ihnen als Wohnort diente, sei es als ständiger, sei es als Zufluchtsort in Stunden der Gefahr.

Reval, den 10. September 1923.

Für den künstlerisahen Schmuck des Umschlages ist die Schriftleitung Herrn Architekten E. Kühnert dankbar verpflichtet. Ebenso wurden die photographischen Reproduktionen der Abbildungen von Herrn C. Schneider-Reval in vortrefflicher Qualität hergestellt; leider haben die danach angefertigten Klischees den Erwartungen nicht entsprochen.

Die Schriftleitung.

Estländische Druckerei A.-G. Reval